DER PIPER READER

FRÜHJAHR 2023

ANNE BEREST

THOMAS MEYER

ALEXANDER OETKER
& THI LINH NGUYEN

CLARA DUPONT-MONOD

CHRISTINE FIGGENER

LINUS GESCHKE

AYỌ̀BÁMI ADÉBÁYỌ̀

FRÉDÉRIC SCHWILDEN

HANNO SAUER

MARK MILLER

ANNETTE PEHNT

MICHAEL DIETZ
& JOCHEN SCHLIEMANN

PATRICK ILLINGER

GILLIAN MCALLISTER

RICHARD SWAN

ALBA DONATI

MARC BIELEFELD

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,

herzlich willkommen zur neunten Ausgabe des Piper Readers! Die Qual der Wahl war diesmal so groß, dass wir Ihnen in dieser Runde einfach besonders viele unserer neuen Bücher näher vorstellen mussten. Und immer aufs Neue ist dieses Magazin wie eine Flaschenpost, die man ins Wasser wirft, ohne zu wissen, wie die Welt aussehen wird, wenn sie ankommt.

Da trifft es sich, dass das Frühjahr für uns im Zeichen der Philosophie steht – zum einen mit Thomas Meyers großer Biografie Hannah Arendts, zum anderen mit »Moral – Die Erfindung von Gut und Böse« von Hanno Sauer, ein Werk, das für mich das Zeug hat zum Buch der Stunde. Denn jene geistigen Manieren, die wir als universelle Werte mehr oder minder bewusst miteinander teilen, sind die Basis jeglichen Zusammenlebens. Die Auslegung dieser Werte durch unterschiedliche Generationen hingegen scheint immer weniger übereinzustimmen. Genau diese Überhitzung des gesellschaftlichen Diskurses, die Fragen der Identität, der sozialen Ungleichheit, der Kultur, Herkunft und Zugehörigkeit neu aufwirft, habe ihn zu seinem Buch inspiriert, sagt der junge Philosoph Sauer. Für ihn ist Moral der Kitt, der unsere Welt zusammenhält – auch wenn er gerade mächtig bröckelt.

Oscar Wilde war bekanntlich der Meinung, dass es so etwas wie moralische oder unmoralische Bücher gar nicht gibt, sondern lediglich gut oder schlecht geschriebene. Dem würde Frédéric Schwilden vermutlich zustimmen, der mit »Toxic Man« sein rasantes, aberwitziges, bittersüßes literarisches Debüt vorlegt: »Ich will immer weiter sein, als ich schon bin … Als mich noch keiner gesehen hat, wollte ich gesehen werden. Oft bin ich Zuschauer. Ich versuche, alles zu sehen, will alles verstehen. Und fühl mich dabei manchmal groß, aber meistens unendlich klein. Wenn ich mich ins Verhältnis zu Zeit und Raum setze, wird mir bewusst, dass ich egal bin.« Sein Roman beweist das Gegenteil.

Warum schreibt man eine Karte und wartet dann zehn Jahre, um sie abzuschicken? Diese Frage stellt Anne Berest im Roman »Die Postkarte«, mit dem die französische Autorin sich auf die Spuren ihrer Familie begibt. Vier Namen stehen auf der Karte, die Vornamen ihrer Großeltern mütterlicherseits, ihrer Tante und ihres Onkels. »Alle vier waren zwei Jahre vor der Geburt meiner Mutter deportiert worden. Sie waren 1942 in Auschwitz gestorben. Und 61 Jahre später tauchten sie in unserem Briefkasten wieder auf.« Auch das eine Art Flaschenpost – und ein literarisches Ereignis.

Lassen Sie sich inspirieren von unseren Autor:innen und ihren neuen Büchern!

Ihre Felicitas Loewenberg

INHALT

ANNE BEREST
DIE POSTKARTE 04

THOMAS MEYER
HANNAH ARENDT 10

ALEXANDER OETKER & THI LINH NGUYEN
DIE SCHULD, DIE UNS VERFOLGT 18

CLARA DUPONT-MONOD
BRÜDERCHEN 26

CHRISTINE FIGGENER
MEINE REISE MIT DEN MEERESSCHILDKRÖTEN 34

LINUS GESCHKE
DIE VERBORGENEN 44

AYỌ̀BÁMI ADÉBÁYỌ̀
DAS GLÜCK HAT SEINE ZEIT 48

FRÉDÉRIC SCHWILDEN
TOXIC MAN 56

HANNO SAUER
MORAL 64

MARK MILLER
UNS BLEIBT IMMER NEW YORK 74

ANNETTE PEHNT
DIE SCHMUTZIGE FRAU 78

MICHAEL DIETZ & JOCHEN SCHLIEMANN
REISEN REISEN 84

PATRICK ILLINGER
CORTEX 88

GILLIAN McALLISTER
GOING BACK – WO FING DAS BÖSE AN? 96

RICHARD SWAN
IM NAMEN DES WOLFES 104

ALBA DONATI
EIN GARTEN VOLLER BÜCHER 114

MARC BIELEFELD
NOCH EINMAL PARADIES 120

VORSCHAU 126 IMPRESSUM 128

DIE POST KARTE

Im Januar 2003 fand Anne Berests Mutter unter den Neujahrswünschen eine verstörende Postkarte mit nichts als den Namen ihrer vier Angehörigen, die in Auschwitz ermordet wurden; ohne Absender, ohne Unterschrift. Anne fragt nach und die Mutter erzählt ihr die tragische Geschichte der Rabinowicz. Aber erst als ihre kleine Tochter in der Schule Antisemitismus erfährt, beschließt Anne, der Sache wirklich auf den Grund zu gehen. Mit Hilfe eines Privatdetektivs und eines Kriminologen recherchiert sie in alle erdenklichen Richtungen. Das Ergebnis ist dieser Ausnahme-Roman. Er zeichnet nicht nur den ungewöhnlichen Weg der Familie nach, sondern fragt auch, ob es gelingen kann, in unserer Zeit als Jüdin ein »ganz normales« Leben zu führen.

LESEPROBE

Meine Mutter hat sich die erste Zigarette des Tages angezündet, ihre liebste, die einem beim Aufwachen die Lunge verbrennt. Dann ist sie vors Haus gegangen, um die weiße Pracht zu bewundern, die das ganze Viertel bedeckte. In der Nacht waren mindestens zehn Zentimeter Schnee gefallen.
Sie blieb trotz der Kälte lange draußen stehen, rauchend und die surreale Stimmung genießend, die sich über ihren Garten gelegt hatte. Sie fand es schön, all dieses Nichts, diese Auslöschung der Farbe und der Linien.
Plötzlich hörte sie ein Geräusch, das durch den Schnee gedämpft wurde. Der Briefträger hatte gerade die Post auf den Boden fallen lassen, unter den Briefkasten. Meine Mutter ging hin, um sie aufzuheben, und sah sich vor, wo sie mit den Hausschuhen hintrat, damit sie nicht ausrutschte.
Die Zigarette noch im Mundwinkel, dicke Rauchwolken in die eisige Luft schickend, beeilte sie sich, wieder ins Haus zu kommen, um ihre kältetauben Finger aufzuwärmen.
Sie warf einen schnellen Blick auf die verschiedenen Umschläge. Es waren traditionelle Grußkarten darunter, die meisten von ihren Studenten, eine Gasrechnung, etwas Werbung. Aber auch Briefe an meinen Vater – die Kollegen der nationalen Forschungsorganisation CNRS und seine Doktoranden wünschten ihm alle ein frohes neues Jahr.
Und da lag sie, in dieser vollkommen gewöhnlichen Januarpost. Die Postkarte. Sie hatte sich ganz unscheinbar zwischen die Umschläge gemogelt, so als hätte sie sich versteckt, um nicht aufzufallen.
Was meine Mutter sofort stutzig machte, war die Schrift: seltsam, unbeholfen, eine Handschrift, die ihr noch nie begegnet war. Dann las sie die vier Vornamen, die untereinander standen, wie eine Liste.
Ephraim
Emma
Noemie
Jacques
Dies waren die vier Vornamen ihrer Großeltern mütterlicherseits, ihrer Tante und ihres Onkels. Alle vier waren zwei Jahre vor der Geburt meiner Mutter deportiert worden. Sie waren 1942 in Auschwitz gestorben. Und einundsechzig Jahre später tauchten sie in unserem Briefkasten wieder auf. An diesem Montag, dem 6. Januar 2003.
Wer hat mir bloß diese entsetzliche Karte geschickt?, fragte sich Lelia.
Meine Mutter bekam schreckliche Angst, als bedrohe sie jemand, lauernd im Dunkel der Zeit. Ihre Hände begannen zu zittern.
»Schau mal, Pierre, was ich in der Post gefunden habe!«
Mein Vater nahm die Karte und inspizierte sie eingehend, aber es gab keine Unterschrift, keine Erklärung. Nichts. Nur diese Vornamen.

Am nächsten Sonntag trommelte Lelia die ganze Familie zusammen, das heißt meinen Vater, meine Schwestern und mich. Als wir um den Esstisch versammelt waren, ging die Karte von Hand zu Hand. Wir schwiegen eine ganze Weile – was bei uns nicht üblich ist, vor allem nicht sonntags beim Mittagessen. In unserer Familie gibt es normalerweise immer jemanden, der etwas zu sagen hat und sofort damit herausrücken möchte. Diesmal wusste niemand, was er von dieser aus dem Nichts aufgetauchten Nachricht halten sollte.
Die Postkarte war sehr banal, eine typische Ansichtskarte mit einer Fotografie der Opéra Garnier, wie sie zu Hunderten in den Schreibwarenläden und auf den Eisenständern in ganz Paris zu finden sind.
»Warum die Opéra Garnier?«, fragte meine Mutter.
Niemand wusste etwas darauf zu antworten.
»Das ist der Poststempel des Louvre.«
»Meinst du, wir können dort mal nachfragen?«
»Es ist das größte Postamt von Paris. Es ist riesig. Was sollen sie dir da sagen können …?«
»Du meinst, es war Absicht?«
»Ja, die meisten anonymen Briefe werden vom Postamt des Louvre aus verschickt.«
»Die Karte ist nicht mehr ganz neu, sie ist mindestens zehn Jahre alt«, bemerkte ich.
Mein Vater hielt sie ins Licht. Er betrachtete sie aufmerksam und kam zu dem Schluss, dass die Fotografie aus den 90er-Jahren stammen musste. Die Farbgebung des Abzugs mit seinen satten Magentatönen sowie das Fehlen von Werbeplakaten rund um die Opéra Garnier bestätigten meine Vermutung.
»Ich würde sogar sagen, aus den frühen 90er-Jahren«, präzisierte mein Vater.
»Wie kommst du darauf?«, fragte meine Mutter.
»Weil 1996 die grün-weißen SC10-Busse, von denen ihr einen im Hintergrund seht, durch die RP312 ersetzt wurden. Mit offener Heckplattform.«
Niemand wunderte sich, dass mein Vater sich mit der Geschichte der Pariser Busse auskannte. Er hat noch nie ein Auto gefahren – geschweige denn einen Bus –, aber er war Forscher, und sein Beruf brachte es mit sich, dass er in vielerlei Bereichen, die ebenso verschieden wie hochspezialisiert waren, eine Unmenge von Details kannte. Mein Vater hat ein Gerät erfunden, das den Einfluss des Mondes auf die irdischen Gezeiten berechnet, und meine Mutter hat Chomskys Abhandlungen zur generativen Grammatik übersetzt. Die beiden zusammen wissen also eine unvorstellbare Menge an Dingen, von denen die meisten im konkreten Leben gänzlich nutzlos sind. Außer manchmal, wie an jenem Tag.
»Warum eine Karte schreiben und dann zehn Jahre warten, bis man sie abschickt?«
Meine Eltern wunderten sich weiter. Mir selbst war die Postkarte völlig egal. Die Liste der Namen dagegen ließ mich aufhorchen. Diese Menschen waren meine Vorfahren, und ich wusste nichts über sie. Ich wusste nicht, welche Länder sie bereist, welche Berufe sie ausgeübt hatten, wie alt sie waren, als sie ermordet wurden. Hätte man mir ihre Porträts gezeigt, hätte ich sie unter Fremden nicht wiedererkannt. Dafür schämte ich mich.

»Das Ereignis des Bücherherbstes«
ELLE

»Eine Suche, die Thriller und Requiem vereint.«
LE POINT

»Dieses Buch enthält so viele Bücher. So viele Leben. So viele Tode. So viele Schicksale … Eine wichtige, eine bewegende Lektüre.«
L'OBS

»Ein großer, wahrer Roman.«
OPRAH WINFREY

»Spannend von A bis Z: Anne Berest mischt die ›große‹ Geschichte mit der ›kleinen‹, reist durch die Jahre und Kilometer, um das schreckliche Schicksal ihrer Vorfahren, ihr Erbe, endlich zu verstehen.«
LE FIGARO MAGAZINE

»Der wunderbar konstruierte Roman ›Die Postkarte‹ hat einen starken Atem, denn er zeigt die Suche einer jungen, modernen Frau, die von dem Geheimnis und dem Schweigen um sie herum gefangen gehalten wird; ein Geheimnis, das nicht verhindern konnte, dass sich unerklärliche Traumata vererbten. Eine fesselnde Lektüre, ebenso süchtig machend wie überwältigend.«
LA CROIX

»Ein großartiges Buch, das ebenso viel von einem Film voller überraschender Wendungen hat wie von einem Mahnmal.«
MADAME FIGARO

»Eine Geschichte voller Geheimnisse, ein süchtig machendes Buch … Anne Berest liefert eine profunde Reflektion dazu, was es bedeutet, jüdisch zu sein, die unterschiedlichen Arten diese Identität über die unterschiedlichen Epochen zu leben, das Gewicht dieses Erbes heutzutage, wo das Thema von verstörender Aktualität ist.«
OUEST FRANCE

»Ein berührendes, universelles Buch, perfekt konstruiert, nüchtern geschrieben. Eine notwendige Lektüre.«
PAGE

»Als schmerzliche Introspektion zur jüdischen Identität, setzt dieser Bericht ein Jahrhundert Familiengeschichte von den russischen Pogromen im Jahr 1917 bis zum heutigen Tag zusammen. Unvergesslich und meisterhaft geschrieben.«
AVANTAGES

»Diese unfassliche Odyssee, die vor anrührenden Charakteren nur so vibriert, wird erzählt wie ein Märchen aus tausendundeiner Nacht und hält einen bis zur letzten Seite in Atem.«
BIBA

Als das Mittagessen beendet war, verwahrten meine Eltern die Postkarte in einer Schublade und wir sprachen nie wieder darüber. Ich war vierundzwanzig Jahre alt, und mich beschäftigten vor allem mein Leben und die Geschichten, die vor mir lagen. Ich löschte die Erinnerung an die Postkarte aus meinem Gedächtnis, nahm mir aber fest vor, meine Mutter eines Tages zu unserer Familiengeschichte zu befragen. Doch die Jahre vergingen, und ich nahm mir nie die Zeit dazu. Bis ich zehn Jahre später kurz vor der Entbindung stand. Der Muttermund hatte sich schon etwas geöffnet. Ich musste liegen, damit das Baby nicht zu früh kam. Meine Eltern hatten angeboten, mich ein paar Tage bei sich aufzunehmen, da bräuchte ich nichts zu tun. Während ich auf die Geburt wartete, dachte ich an meine Mutter, an meine Großmutter, an die Reihe der Frauen, die vor mir ein Kind bekommen hatten. Und plötzlich wollte ich unbedingt die Geschichte meiner Vorfahren hören.

ERSCHEINT AM:

01-06^{23}

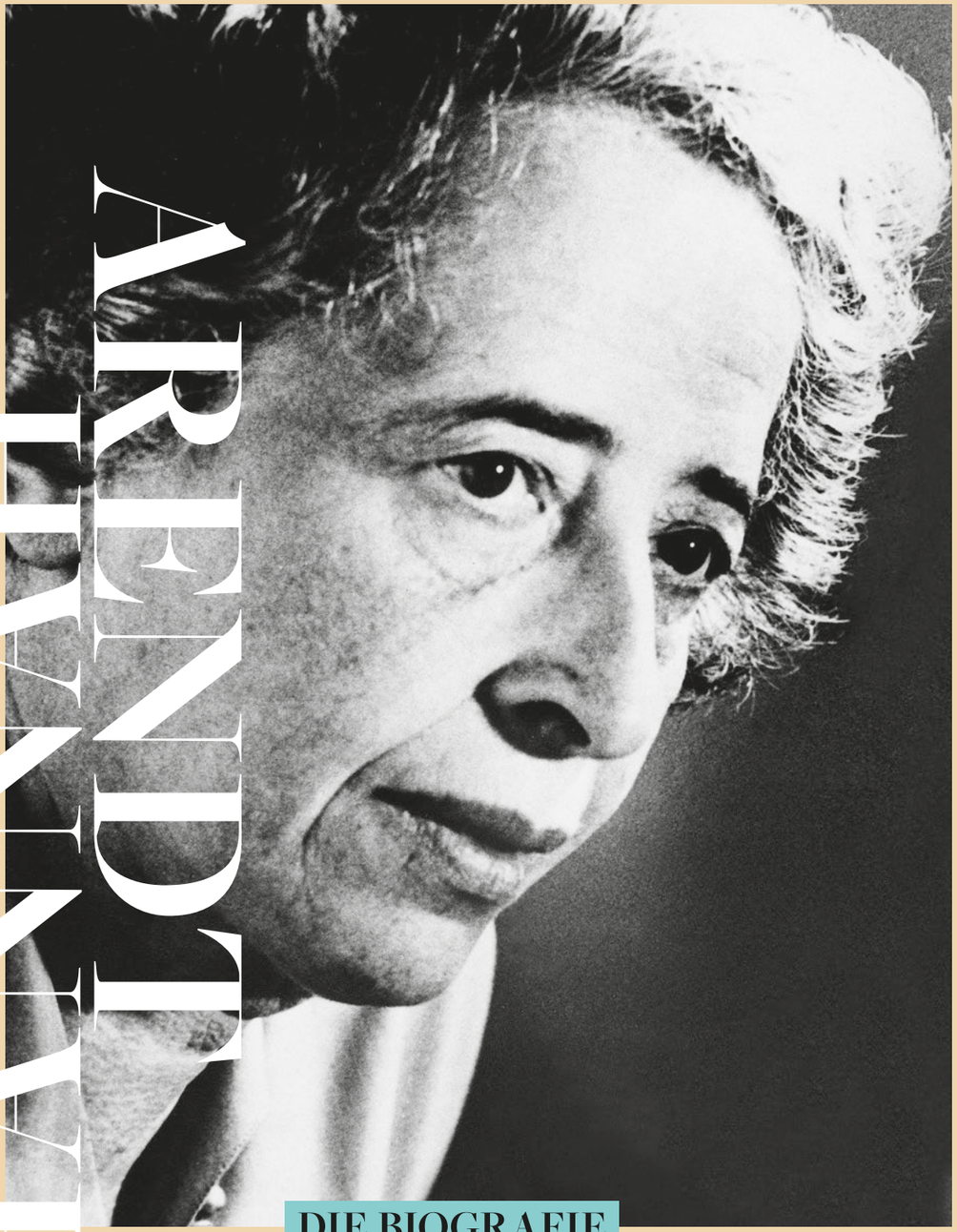
704
SEITEN

28,^{00} €|D
28,^{80} €|A

ANNE BEREST

DIE POSTKARTE
Roman
Aus dem Französischen
von Michaela Meßner
und Amelie Thoma
Hardcover mit
Schutzumschlag
ISBN 978-3-8270-1464-1

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an:
sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen)
press_reader@piper.de
(Presse)



HANNAH ARENDT

DIE BIOGRAFIE

INTERVIEW

Seit wann beschäftigen Sie sich mit Hannah Arendt?

Einer der Schwerpunkte meines Philosophiestudiums in München bildete das Denken Martin Heideggers. Einige meiner Dozenten hatten den 1976 Verstorbenen noch kennengelernt, fühlten sich vor allem seinem ersten Hauptwerk »Sein und Zeit« von 1927 und den Schriften zur Technikkritik und den Analysen der griechischen Klassiker verpflichtet. Ob in den Vorlesungen und Seminaren der Name Hannah Arendt fiel? Ich kann mich nicht daran erinnern.

Allerdings: Im alteingesessenen Münchner Antiquariat Kitzinger kaufte ich mir unter anderem eine Erstausgabe von »Eichmann in Jerusalem«. Ich habe die Lektüre dann mehrfach abgebrochen, wie ich zugeben muss. Hannah Arendts Buch stand gegen alles, was ich zuvor über den Holocaust gelesen hatte. Manche Sätze schienen mir skandalös, vieles verstand ich schlicht nicht. Ich ging dem Buch zunächst aus dem Weg.

Und dann kündigten der Piper Verlag und der Frankfurter Klostermann Verlag für 1998 den Briefwechsel Arendts mit Heidegger an. Man wusste zu der Zeit schon, dass die beiden eine Affäre gehabt hatten, und Auszüge der Briefe waren ebenfalls bekannt geworden. Aber die Vorstellung, dass die bedeutende Arendt-Herausgeberin Ursula Ludz eine gesamte Edition vorlegen würde, elektrisierte wohl alle an der Philosophie des 20. Jahrhunderts Interessierten. Und bei weitem nicht nur die. Es folgte ein Anruf von Dr. Hermann Schlüter, dem Leiter des Philosophieprogramms der Volkshochschule München, an der ich Vorträge hielt. Ob ich mit ihm zu Frau Ludz fahren wolle. Er habe die Fahnen der Korrespondenz und wolle mit Frau Ludz und mir den Briefwechsel der Öffentlichkeit vorstellen. Ich sehe mich noch ganz ergriffen auf dem Sofa sitzen, wie ich den beiden Experten zuhörte. Die Fahnen las ich anschließend, wie man so sagt: atemlos. Ich war völlig gefangen, ließ mir von meiner Mitbewohnerin die Fahnen binden und hörte nicht auf, darin zu lesen. Die Veranstaltung war ausverkauft, die Leute saßen um uns herum, die Türen in dem großen Saal waren geöffnet, ich hatte mich wochenlang vorbereitet und wollte Heidegger »entzaubern«, war ganz auf der Seite Arendts. Ob ich etwas verstanden habe von dem, was darinstand? Eher nein. Frau Ludz zeigte sich an dem Abend sehr großzügig mit dem nicht mehr wirklich jungen Ideologiekritiker, der ich damals war.

Seitdem lese ich Arendt, vergaß sie zwischendurch, um mich dann wieder in Seminaren und Vorträgen mit ihr zu beschäftigen, in Israel, der Schweiz und schließlich in den USA. Mit der politischen Instrumentalisierung der angeblichen »Flüchtlingskrise« 2015 sprachen mich die Essay-Redaktionen vom Bayerischen Rundfunk und vom Deutschlandfunk an, ob es nicht philosophische Gegengifte zu den immer aggressiver werdenden Attacken auf die Entscheidungen der Bundeskanzlerin Merkel gebe. Wir einigten uns auf Hannah Arendts Essay »Wir Flüchtlinge«, dessen anschließende Neuausgabe ein großer Erfolg wurde und der mich in Kontakt mit vielen Menschen brachte. Das wiederholte sich zwei Jahre später mit »Die Freiheit, frei zu sein«, ein bis dahin unbekannter Text Arendts.

Es gibt einige umfangreiche Biografien, die zum Teil seit Jahrzehnten auf dem Markt sind. Was hat Sie bewogen, sich an das große Projekt einer neuen Biografie zu machen?

Jeder, der sich mit Hannah Arendt beschäftigte, musste die Biografie von Elisabeth Young-Bruehl lesen. Sie war nicht nur ihre Schülerin, wie man so sagt, sondern auch ihre einzige Doktorandin. Übrigens mit einer Dissertation über Karl Jaspers, dem Freund und Lehrer Arendts!

Young-Bruehl fühlte sich mit Arendt verbunden, wie die überlieferten Briefe zeigen. Als Arendt 1975 überraschend starb, entschieden die engsten Vertrauten, dass sie die Biografie schreiben solle. Es gab nämlich zahlreiche Anfragen, teils von sehr berühmten Leuten. Young-Bruehl war enthusiastisch, hatte beste Beziehungen zu den Freundinnen, Freunden und Bekannten Arendts in aller Welt, und man versprach ihr eine exklusive Nutzung des Nachlasses. Sie konnte noch viele Dokumente einsehen, die heute nicht mehr existieren. Heraus kam ein unglaublich intimes Porträt, das nicht zuletzt von den Erinnerungen der Interviewpartner lebte und das verstehen ließ, warum Arendt bereits zu ihren Lebzeiten so viele Menschen faszinierte – und warum sie so umstritten war.
Jeder, der über Arendt schreibt, ist Young-Bruehl verpflichtet. Die Forschung hat dann natürlich in den folgenden Jahren vieles ergänzt, korrigiert oder verworfen. Später haben so bekannte Arendt-Fachleute wie Laure Adler, Antonia Grunenberg, Kurt Sontheimer und Thomas Wild wichtige Biografien vorgelegt.
Als ich Ihre Frage erstmals gestellt bekam, schien mir die Antwort eindeutig auszufallen. Doch ich fing an, in Archive zu gehen, und nach und nach entstand ein Bild, das ich bisher nicht kannte. Ich war irritiert und zugleich entschlossen, den neuen Eindrücken auf den Grund zu gehen. Weniger die unübersehbare Aktualität war es schließlich, die mich die neue Biografie schreiben ließ. Vielmehr wollte ich *die* Hannah Arendt deutlicher zeichnen, die im Laufe ihres Lebens sehr genau Auskunft über sich selbst gegeben hatte. Arendt war nämlich beides, Biografin – und Autobiografin. Letzteres vergisst man leicht, obwohl das Gespräch mit dem Journalisten Günter Gaus von 1964 auf YouTube bereits Millionen Zuschauer anzog. Ich habe es oft gesehen, aber mir war lange nicht klar, dass sie darin den Schlüssel eingeschmuggelt hatte für die Deutung der Biografien anderer: »Ich glaube nicht, dass es irgendeinen Denkvorgang gibt, der ohne persönliche Erfahrung möglich ist. Alles Denken ist Nachdenken, der Sache nach – denken.«
Das heißt natürlich nicht, dass Arendts Werk sich anhand ihres Lebens erklärt. Das ist genau der Vorwurf, den Philosophen Biografen seit der Antike machen. Vielmehr lässt sich an diesem Satz verstehen, warum Arendt Leben als die einzige verfügbare Grundlage des Denkens ansah. Und dass der Zugang zum Leben – auch zum eigenen – nur über das Denken führt. Wobei Denken für Arendt immer Handeln ist, immer in der Welt stattfindet, im Austausch mit sich selbst, mit anderen, in der Öffentlichkeit, sichtbar in der Geschichte.

In diesen Zeiten sind Hannah Arendts Schriften weiterhin sehr nachgefragt. Was würden Sie einem jüngeren Menschen empfehlen: Warum sollte man heute Hannah Arendt lesen, und was wäre ein guter Einstieg?

Nun, in der Tat sind ihre Texte heute noch relevant, Hannah Arendt wurde von ihrem kürzlich verstorbenen Freund Richard J. Bernstein sogar die »Denkerin der Stunde« genannt. Als Donald Trump 2016 zum 45. Präsidenten der USA gewählt wurde, stieg Arendts erstes Hauptwerk »Origins of Totalitarianism« auf Platz 1 der Bestsellerliste und war sogar zeitweise nicht lieferbar. Das 65 Jahre alte Werk schien den Menschen die Zeit zu erklären, die mit Trump begann. Auch in Deutschland wurde das Buch, das hier »Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft« heißt, stark nachgefragt.
Doch zum Einstieg dürfte sich dieses Werk, das tatsächlich aus drei Büchern besteht, kaum eignen. Arendt war eine Meisterin des Essays. Auf »Wir Flüchtlinge« hatte ich bereits hingewiesen. Doch das ist nur eine Möglichkeit, sich Arendt zu nähern. »Was heißt persönliche Verantwortung in einer Diktatur?« ist nicht nur durch den Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine eine Frage, die sich viele junge Menschen stellen, die nicht verstehen, was da vor sich geht. Das gilt auch für den Text »Ideologie und Terror«, den Arendt 1952 verfasste. »Wahrheit und Politik« wäre ein weiterer Artikel, mit dem man beginnen könnte.
War also Hannah Arendt ausschließlich mit der »dunklen Seite der Geschichte« (Yehuda Bauer) beschäftigt? Keineswegs! Sie konnte loben, wie kaum ein anderer Denker von Format, und so sind ihre Texte etwa über Karl Jaspers auch eine gute Einführung in sein Werk. Wie sie überhaupt häufig andere ins Rampenlicht stellt. So in ihrer Biografie über Rahel Varnhagen, dem Buch, das vielleicht am meisten von ihr selbst enthält. Wobei ich mir damit schon fast selbst widerspreche – in jedem Falle kann man sich dem Sog der Lebensbeschreibung kaum entziehen.
Seit 2020 lege ich gemeinsam mit geschätzten Kolleginnen und Kollegen eine Studienausgabe von Arendts Werken in Ihrem Verlag vor, die sowohl für Arendt-Anfänger, gerade jüngere, wie Experten geeignet ist. Wir setzen dieses erfolgreiche Projekt mit vielen neuen Bänden demnächst fort.

Sie haben sehr viele neue Quellen gesichtet und viel bisher Unbekanntes entdeckt. Können Sie uns einen Blick in die Werkstatt gewähren? Was wird die Arendt-Kenner überraschen?

Ein guter Detektiv verrät natürlich seine geheimen Quellen nicht! Aber ich kann Ihnen gerne eine kleine Geschichte erzählen. Eine Kennerin von Hannah Arendts Leben und Werk fragte mich einmal bei einem Abendessen »Warum hat Arendt eigentlich in ihren Exiljahren in Paris nichts geschrieben?« Dort lebte sie seit ihrer Flucht aus dem nationalsozialistischen Deutschland von 1933 bis 1940. Und wer sich mit Arendt auch nur ein klein wenig beschäftigt und versucht hat, einen Überblick über ihre Schriften zu gewinnen, der muss in der Tat staunen, dass es so gut wie nichts aus dieser Zeit gibt. Inzwischen ist dieser Eindruck von Arendt selbst bestätigt worden. Nur wenige Monate, nachdem sie in Lissabon das rettende Schiff in die USA bestiegen hatte und im Mai 1941 in New York angekommen war, schrieb sie einem Freund: »Ich habe seit 1933 nichts mehr geschrieben!«
Arendt wäre nicht Arendt gewesen, wenn sie nicht auch hier ein wenig geflunkert hätte. Sie beherrschte wirklich alle Tricks. In diesem Fall kann ich behaupten, dass ich ihr auf die Schliche gekommen bin, wenn Sie so wollen. Und was ich da auf einmal lesen konnte, hat mein Bild dieser Frau völlig verändert. Eigentlich ist meine Biografie nichts anderes als ein Buch über diese Entdeckung und mein noch immer andauerndes Staunen …

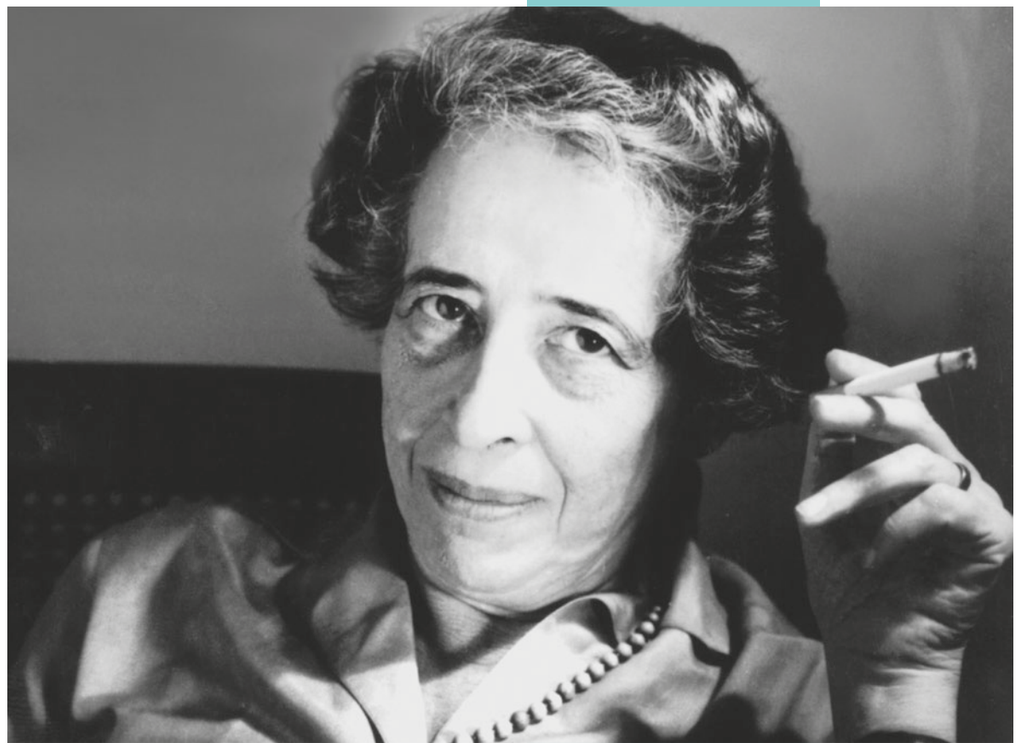
LESEPROBE

Als Hannah Arendt im August 1933 nach der Flucht aus Berlin über die grüne Grenze in die Tschechoslowakei und dann zu der alten Königsberger Familienfreundin Martha Mundt nach Genf floh, lag erst die halbe Strecke hinter ihr. Das Ziel war Paris. Dort erwartete sie ihr erster Ehemann, der Philosoph und Schriftsteller Günther Stern. Stern war bereits im März 1933 nach Paris geflüchtet und hatte in der 269, rue Saint-Jacques im fünften Arrondissement, ganz in der Nähe des Jardin du Luxembourg, mitten im Quartier Latin, eine Bleibe gefunden. Hier richtete sich das Paar ein, gleichwohl sich die beiden bereits in Berlin voneinander entfremdet hatten. Nunmehr lebten sie also wieder zusammen und erneut war die Frage nach der Zukunft des Ehepaares völlig offen. Die international bekannte Pension befand sich im Gebäudekomplex der 1896 gegründeten privaten Musikhochschule »Schola cantorum« und war vor allem bei amerikanischen Touristen beliebt gewesen. Nicht wenige der vor den Nationalsozialisten Geflohenen fanden dort, wie es in zeitgenössischen Werbungen hieß, »moderne Zimmer« vor. Neben Arendt und Stern war hier für einige Monate auch der dem Ehepaar seit gemeinsamen Studientagen in Marburg bekannte Philosoph Leo Strauss gemeldet. Zu den vielen Emigranten, die die sehr komfortablen Zimmer und die Nachbarschaft schätzten, gehörte im Juni 1933 auch Bertolt Brecht, der dort zusammen mit seiner Partnerin Margarete Steffin untergekommen war.

Paris war für deutsche Emigranten die erste Adresse, was nicht nur mit der geografischen Nähe und den Einreisebestimmungen zusammenhing: Französisch war die Fremdsprache, die die meisten von ihnen beherrschten. So auch Arendt und Stern, die zudem darauf hofften, dass alte Kontakte aus Deutschland ihnen auch jetzt weiterhelfen würden. Am 20. Oktober 1933 kam der vielbeschäftigte, zwischen verschiedenen Ländern und Städten hin- und herpendelnde Schriftsteller und Essayist Arnold Zweig nach Paris. Bereits drei Tage später traf er sich mit Ehepaar Stern. Günther Stern hatte Zweig in Berlin im Jahr zuvor kennengelernt und ihm auch Arendt vorgestellt. Zu dem Zeitpunkt war der engagierte Zionist, zeitweilige Redakteur der Jüdischen Rundschau und vor allem seit dem großen Erfolg seines 1928 veröffentlichten Antikriegs- und Justizskandal-Romans »Der Streit um den Sergeanten Grischa« ein bekannter und finanziell erfolgreicher Autor, der sich 1931 von dem Star-Architekten Harry Rosenthal in Berlin ein Haus bauen ließ.

Nunmehr ins Exil gezwungen – spätestens seitdem seine Bücher Anfang Mai 1933 verbrannt wurden und er erfuhr, dass er auf einer zwölf Namen umfassenden Liste »besonders schädlicher Autoren« des Börsenvereins stand – war Zweig klar, dass die Geschichte zwischen Deutschen und Juden durch die »Machtergreifung« und ihre Folgen einen unwiderruflichen Bruch erlebt hatte. Zweig fand es an der Zeit, eine »Bilanz« dieser Geschichte zu ziehen. Ein entsprechendes Manuskript hatte er in Paris dabei und suchte nach einer Mitarbeiterin, die ihm bei der Materialbeschaffung und beim Redigat helfen sollte. Zweig entschied sich für Hannah Arendt, die bis ins Frühjahr 1934 mit dem Schriftsteller zusammenarbeitete. Das Ergebnis »Bilanz der deutschen Judenheit 1933. Ein Versuch« erschien schließlich 1934 im Amsterdamer Exilverlag Querido.

Wie genau Arendt zu ihrer anschließenden Tätigkeit bei »Agriculture et Artisanat. Association pour la préparation professionelle de la jeunesse juive« (»Landwirtschaft und Handwerk. Verein für die Berufsvorbereitung der jüdischen Jugend«) kam, ist nicht bekannt. Tatsache ist, dass bereits vor der offiziellen Gründung von »Agriculture et Artisanat« Anfang September 1933 die Pläne für künftige Vorhaben in Genf beim Völkerbund, vor allem beim Flüchtlingskommissariat vorlagen. Genau dort arbeitete die international bestens vernetzte und insbesondere in feministischen Kreisen wohlbekannte Martha Mundt. Die sehr schnell und effektiv arbeitende Organisation war eine der zahlreichen Gründungen des Politikers, kurzzeitigen Ministers und erklärten Humanisten



Justin Godart. Der katholische Zionist hatte sich seit den 1910er Jahren intensiv für einen jüdischen Staat in Palästina eingesetzt und war dazu sehr häufig nach Jerusalem und zum Völkerbund gereist. Aufgrund dieser Erfahrungen und den vielen Kontakten zu einflussreichen Persönlichkeiten, schließlich nicht zuletzt durch die Mitarbeit bei und die Zusammenarbeit mit internationalen Institutionen, wusste er, dass »Agriculture et Artisanat« nur erfolgreich sein konnte, wenn sie neue Ideen einbrachte. Was aber verbarg sich nun hinter den hehren Ansprüchen? In einem Bericht vom Frühjahr 1934 hieß es:

Das Komitee »Landwirtschaft und Handwerk« wurde im Sommer 1933 von mehreren französischen, russischen und deutschen Juden – letztere größtenteils seit vielen Jahren in Frankreich lebend – gegründet. Zweck des Komitees ist es, die jungen Juden, die durch die Ereignisse in Deutschland ihre alte Lebensgrundlage verloren haben, durch das Erlernen neuer Berufe neu einzuordnen. Diese Berufe müssen vor allem im Handwerk und in der Landwirtschaft gesucht werden. Jungen Menschen muss die Möglichkeit gegeben werden, systematisch handwerkliche Berufe zu erlernen, um später in dem Land, in dem sie sich niederlassen – vor allem in Palästina – ihr Brot zu verdienen.

Godart, bestens in den Pariser Bankierskreisen vernetzt und zugleich ein Mann der Praxis, mietete Räume in Paris an und finanzierte Lehrbauernhöfe. So erhielten die künftigen Handwerker und Landwirte durch speziell ausgebildete Kräfte regelmäßig Schulungen und hörten Vorträge über jüdische Geschichte, die französische Kultur und allgemeine technische und berufliche Fragen, zudem konnten sie dort Hebräisch und Französisch lernen. In dem Bericht hieß es weiter: *Die Mitarbeiter des Komitees, die mit der Vermittlung und Unterbringung der Schüler betraut sind und technische und pädagogische Aufgabe übernehmen, sind Juden, die von ihrem Judentum durchdrungen sind und auf diese Weise die Einheit der Arbeitsmoral sichern.*

Zu den so charakterisierten Mitarbeiterinnen gehörte seit dem Frühjahr 1934 auch Hannah Arendt. Über ihre Tätigkeit bei »Agriculture et Artisanat« kam sie mit zahlreichen französisch-jüdischen Aktivistinnen in ganz Frankreich zusammen, die sich in zionistischen Organisationen und in der Flüchtlingshilfe engagierten. Denn die Ausbildungsstätte für die Landwirtschaft und das Handwerk sah immer deutlicher den Austausch und die Zusammenarbeit mit anderen, zumeist jüdischen Organisationen geboten. Die politische Lage im nationalsozialistischen Deutschland hatte sich zudem stabilisiert, die Flüchtlingsströme nahmen kein Ende, die Not der zum Teil ohne Begleitung von Eltern, Verwandten oder Geschwistern eintreffenden Kinder und Jugendlichen wurde immer größer. Es musste also geworben werden, es galt, das traditionell den zionistischen Bewegungen gegenüber skeptische, zumeist sogar scharf ablehnende französische Judentum auf die neue Lage und die sich daraus ergebenden Folgen aufmerksam zu machen – und endlich zusammenzuarbeiten.

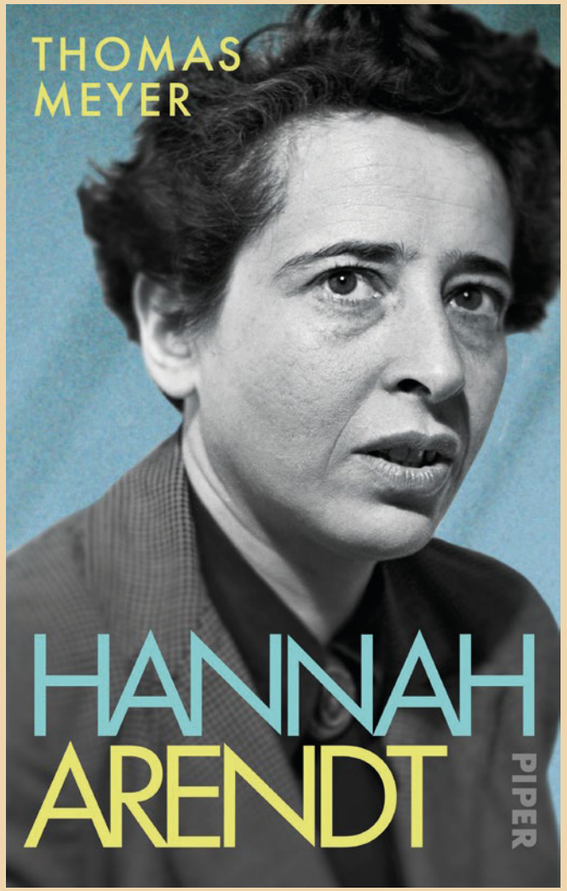
Große Erfahrungen mit diesen und ähnlichen Problemen hatte die 1923 gegründete »Union des femmes juives françaises pour la Palestine« (»Vereinigung der jüdischen französischen Frauen für Palästina«), einer Organisation, in der bis zu achtzig Frauen aktiv waren. Präsidentinnen waren Suzanne Esther Zadoc-Kahn und Yvonne Netter, zwei bedeutende Zionistinnen. Zadoc-Kahns Mann Léon stammte aus einer hochangesehenen Rabbinerfamilie, war von 1914 bis 1943 Leiter des Rothschild-Krankenhauses, dekorierter Teilnehmer des Ersten Weltkrieges und hatte zahlreiche Positionen in jüdischen Organisationen inne. Suzanne Esther, deren Familie aus Mainz und aus dem Elsass stammte, trat immer wieder auf zionistischen Kongressen auf und versuchte lebenslang, Frauen für ihre Sache zu begeistern. Nicht minder bekannt war Yvonne Netter. Eine Tafel an dem Haus, in dem sie von 1911 bis zu ihrem Tod 1985 wohnte, fasst ihr Leben zusammen: »Yvonne Netter, Rechtsanwältin, feministische Aktivistin, Journalistin, Widerstandskämpferin, Internierte, Geflüchtete.«

Wie auch immer Arendt genau zu der »Union« stieß, sie dürfte jedenfalls innerhalb der französisch-zionistischen Aktivistinnen-Szene keine Unbekannte mehr gewesen sein. Am 9. Dezember 1934 wurde ihr erster bekannter Vortrag in der jüdischen und Exilpresse angekündigt. Über »allgemeine jüdische Fragen« werde »Dr. H. Arendt-Stern« sprechen, hieß es. Dazu traf man sich nicht irgendwo, sondern im exklusiven Café de la Paix. Das seit der Eröffnung 1862 von allen Berühmtheiten der Zeit frequentierte Café vermietete seine Räumlichkeiten seit jeher an alle erdenklichen Organisationen und Vereine, ab 1933 wurde es vermehrt zum Ort verschiedener politischer Zirkel. So versuchte der Schriftsteller, Rechtsanwalt und zionistische Aktivist Sammy Gronemann im Paix deutsche, französische und ostjüdische Zionisten zur Zusammenarbeit in der von ihm mitbegründeten Gruppe »Ost und West« zu bewegen. Ob Baron Edmond de Rothschild oder kommunistische Funktionäre, sie folgten Gronemanns Ruf ins Paix. Doch er war nicht der Einzige, der das Café entdeckt hatte. Auch seine Frau Sonja mochte den mondänen Ort offensichtlich. Sie war es dann auch, die sich gemeinsam mit der Zahnärztin und Aktivistin Luba Filderman Arendts Überlegungen anhörte, wie am 27. Dezember 1934 in der Zeitschrift Archives Israélites zu lesen war: *Die Wizo Union hielt am Donnerstag im Café de la Paix ihr Propagandatreffen ab, mit dem Ziel, eine Vertretung in Paris zu gründen. Frau Filderman und Frau Groneman (sic!) saßen der gut besuchten Versammlung vor. Frau Dr. Stern sprach bei diesem Treffen mit viel Herzblut, sie sprach vom Leiden der Juden unter dem Joch Hitlers und sie zeigte, wie man sich solidarisch für Palästina einsetzen kann.*

Es war dieser Vortrag, der Hannah Arendts Leben verändern sollte.

ERSCHEINT AM:

27-04-23



384
SEITEN

28,00 €|D
28,80 €|A

THOMAS MEYER

HANNAH ARENDT
Die Biografie
Hardcover
ISBN 978-3-492-05993-0

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an:
sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen)
press_reader@piper.de
(Presse)

DIE SCHULD, DIE UNS VERFOLGT

ALEXANDER OETKER & THI LINH NGUYEN

LIEBE BUCHHÄNDLER:INNEN IN DEUTSCHLAND, ÖSTERREICH UND DER SCHWEIZ, IN SÜDTIROL, LUXEMBURG UND IN OSTBELGIEN,

wir dürfen uns kurz vorstellen: Thi Linh Nguyen, Vietnamesin, Restaurantchefin in Berlin, Debütautorin. Und Alexander Oetker, Bestsellerautor der Luc-Verlain-Reihe und Autor vieler erfolgreicher Krimis und Liebesromane. Und nun gemeinsam bei PIPER – mit einem Krimi, der aus der Masse herausragt.

Wie schwierig muss es für Sie sein, bei all den Neuerscheinungen die Spreu vom Weizen zu trennen? Kein provenzalisches Dorf, das noch keinen Lokalkrimi eines deutschen Autoren aufweist. Keine Region zwischen Teutoburger Wald und Karwendel, die nicht schon witzig-kriminalistisch verarbeitet wurde.
Wir wollen einen anderen Weg gehen: mit einem echten und sehr harten Berlin-Brandenburg-Krimi. Zwischen Beton und Raps, zwischen Clanverbrechen und ländlicher Ödnis – Das Ehepaar Schmidt ermittelt im Berliner Wedding und im idyllischen Rheinsberg. Sie ist gebürtige Vietnamesin, er ein Deutsch-Pole mit düsterer Seele, und sie beide teilen ein Geheimnis, das sie über alle Maßen miteinander verbindet, loyal bis zum Tod.

Diese Schmidts sind tough, sie sind geheimnisvoll und sie sind authentisch. Ein echter Gewinn für Ihre Leserinnen und Leser – und schon jetzt der Sommerkrimi 2023!

Wir wünschen Ihnen viel Freude beim Lesen und danken Ihnen für Ihre Weiterempfehlung.

Sehr herzlich und auf ein Kennenlernen in Ihrer Buchhandlung,
Thi Linh Nguyen und Alexander Oetker

INTERVIEW

Liebe Thi Linh, lieber Alexander, danke, dass ihr euch die Zeit nehmt und uns ein paar Fragen beantwortet.

Alexander, du bist Bestsellerautor mehrerer Krimis und Liebesromane. Thi Linh, für dich ist es der erste Roman. Wie ist die Idee zu einem gemeinsamen Buch entstanden?
Alexander Oetker: Tja, es war eine Begegnung der seltenen Art. Linh arbeitete lange Zeit in einem sehr schönen Café in Berlin, an einer herrlichen Ecke im Prenzlauer Berg. Genau dort, in meinem Heimat-Kiez, schreibe ich, wenn ich in Berlin bin, meine Bücher. Tag für Tag, an meinem kleinen Stammtisch, am liebsten auf der Terrasse, wenn der Sommer in der Hauptstadt gut zu den Berlinern ist.
Wir haben uns dort erst lange unterhalten und uns dann auch angefreundet. Linh erzählte immer wieder Geschichten aus ihrer Kindheit im wilden Berlin der Neunziger, kurz nachdem sie als kleines Kind aus Vietnam nach Deutschland gekommen war. Und so entstand die Idee, doch gemeinsam einen echt spannenden Krimi zu schreiben, der die Leser in eine weitgehend unbekannte Welt entführt.
Das Lektorat machen wir übrigens gemeinsam. Linh führt gegenüber des besagten Cafés mittlerweile ein wunderbares vietnamesisches Restaurant. Und in den Pausen und ruhigen Nachmittagsstunden beugen wir uns über den Text. Das ist doch mal gut genutzte Zeit und eine perfekte Kooperation von Gastronomie und Literatur.

Thi Linh, Teile der Handlung und der Geschichte der weiblichen Hauptfigur sind von deinen eigenen Erfahrungen und deiner Familiengeschichte inspiriert. Kannst du uns ein bisschen mehr über dich erzählen?
Thi Linh Nguyen: Meine Familie stammt aus einem kleinen Dorf in der Nähe von Hanoi, der vietnamesischen Hauptstadt. Mein Papa hat schon in der DDR als Gastarbeiter gearbeitet und zwei Jahre nach der Wende hat er meine Mama und mich nach Berlin geholt. Ich war damals drei Monate alt. Erst wohnten wir in den Hochhausschluchten von Berlin-Marzahn. Ich erinnere mich, wie ich als kleines Kind stundenlang im Wagen warten musste, weil meine Eltern draußen vor dem Supermarkt geschmuggelte Zigaretten verkauften.
Ich habe dort gesessen und ihnen einfach zugesehen, durch das Fenster des Autos – ich habe mir nichts dabei gedacht, es war schließlich ihr Beruf. Und wir haben uns damit irgendwie durchgeschlagen. Später hatte mein Papa einen Imbiss an einer S-Bahn-Station und meine Mama sogar eine kleine Schneiderei mit einem Klamottenverkauf für Senioren am Rande der Stadt – in der vietnamesischen Hierarchie hatten wir es geschafft.
Mein Bruder ist irgendwann über unsaubere Geschäfte in Vietnam gestolpert und dort im Gefängnis gelandet, meine Mama musste die Kaution stellen, um ihn rauszuholen. Es klingt alles wirklich wie ein Krimi, aber es ist mein Leben.

Wie fühlt es sich an, das eigene Leben plötzlich in der Handlung eines Krimis wiederzufinden? Hast du schon früher einmal daran gedacht, ein Buch zu schreiben?
Thi Linh Nguyen: An diesem Buch zu arbeiten und immer wieder auf neue Ideen zu kommen, die spannend sind, aber auch mit meiner Geschichte zu tun haben, das war schon irre. Ich kann es kaum beschreiben, es hat mich sehr berührt. Natürlich gibt es viele Geschichten über die Zuwanderer der Neunzigerjahre, aber irgendwie hatte ich das Gefühl, dass wir Vietnamesen, obwohl wir eine so große Gruppe sind, eher ruhig und friedlich dahinleben. Deshalb freue ich mich, dass wir jetzt eben auch einen Krimi vorlegen, der unsere Geschichte beschreibt – die Geschichte einer wilden Zeit im Berliner Osten kurz nach der Wende.

Wie kann man sich eure Zusammenarbeit vorstellen? Schreibt ihr beide am Text? Überarbeitet ihr abwechselnd?
Alexander Oetker: Nun, alles begann mit der Idee und einer Frage: Wie können wir die Kindheit von Linh angemessen und spannend erzählen? Einen Blick werfen in diese Zeit, in der so viele Vietnamesen in Ost-Berlin ankamen und die vietnamesische Mafia sich rund um die Plattenbautenviertel breitmachte? Und das dann verbinden mit einem spannenden Fall in der Hauptstadt von heute? Davon ausgehend, haben wir begonnen, zu schreiben, Ideen zusammengeführt und immer wieder miteinander gesprochen. Wir haben viel recherchiert, waren zusammen im Dong-Xuan-Center, das so etwas wie ein kleines Vietnam mitten in Berlin ist, ein riesiger Markt, auf dem man alles kaufen kann – Legales und manchmal auch Illegales. Und so entstanden immer neue Ideen für unsere neue Reihe.

Eure Protagonisten, die Kommissare Adam und Linh-Thi Schmidt sind ein Paar. Außerdem verbindet die beiden eine schwere Schuld aus der Vergangenheit – eine ungewöhnliche Anordnung, die es so bisher selten im Krimi gab. Könntet ihr die beiden unterschiedlichen Charaktere kurz beschreiben? Was reizt euch an dieser Konstellation und diesen Figuren?
Alexander Oetker: Na ja, zuallererst mal ist es die spannende Idee, dass unsere Protagonisten auf der einen Seite harte Bullen sind, immer im Ausnahmezustand, aber auf der anderen Seite auch miteinander am Frühstückstisch sitzen, weil sie eben Eheleute sind.
Linh ist Vietnamesin und ermittelt in Brandenburg – auch das ist ja schon mal krass, weil es auf dem Land ja zugegeben immer noch viele Vorurteile gegen Ausländer gibt und es spannend ist, wie sie sich da schlägt. Und dann ist da ihr Mann Adam, der Cop aus der Hauptstadt, der seine eigene Einheit leitet. Doch Adam, der so tough wirkt, hat viel mehr Probleme als Linh. Er hat eine ausgewiesene Angststörung, die er zwar zu verbergen sucht, aber bei seinen Ermittlungen kommt diese Krankheit natürlich doch immer wieder zum Vorschein und führt zu extremen Auswirkungen – also eine höchst spannende Gemengelage, die es so im deutschen Krimi noch nicht gab.

ES KLINGT ALLES WIRKLICH WIE EIN KRIMI, ABER ES IST MEIN LEBEN.

Der erste Band eurer Krimireihe wartet gleich mit zwei Fällen auf, einer Kindesentführung in Berlin-Wedding und einem Banküberfall mit Geiselnahme in einem kleinen brandenburgischen Dorf. Welche Verbindung habt ihr zu Brandenburg und Berlin? Werden Adam und Linh-Thi Schmidt auch in Band 2 an diesen Schauplätzen ermitteln?
Alexander Oetker: Berlin und Brandenburg sind einfach herrliche Gegensätze – Betonwüste trifft auf Rapsfelder, Hafermilch-Latte trifft auf Sprühsahne, Lastenfahrräder treffen auf Windräder. Daraus können wir noch sehr viel machen, weil wir natürlich als Ur-Berliner all diese Unterschiede sehr lieben – genau wie die grummeligen Hauptstädter und die wortkargen Brandenburger. Das wird eine echte Hauptstadt-Reihe, die Berlin in all seiner heftigen Realität darstellt – aber auch das Umland nicht zu kurz kommen lässt. Und Linh hat versprochen, dass sie, wenn das Buch gut läuft, im zweiten Band das Familienrezept für die perfekte Pho-Suppe preisgeben wird – na, wenn das mal keine Werbung ist!

Vielen Dank für dieses Interview!

LESEPROBE

25 Jahre früher – 1997

Als sie im Haus war, wusste sie, wo sie hinmusste: 13.23. Die Nummer vom Schlüssel, den sie neulich in Ducs Schublade entdeckt hatte. Etage 13. Wohnung Nummer 23.
Alle Wohnungen in den Neubauten in ihrem Bezirk waren so oder so ähnlich nummeriert, es erleichterte einiges.
Den ganzen Weg bis zum Haus hatte sie das Gefühl nicht verlassen, dass sie verfolgt wurde. Aber da war nur dieses knutschende Pärchen, niemand sonst.
Sie war sich sowieso sicher, dass Duc höchstens in eine kleine Gaunerei verwickelt war – was sollte es denn sonst sein? Ihr Duc, ihr großer Bruder, den sie jahrelang über sich im Doppelstockbett hatte schnarchen hören, mit dem sie gekickt und gerauft hatte.
Linh überlegte nicht lange und drückte die Klingel neben der dunkelgrün lackierten Wohnungstür. Ihre Hände waren kalt und schweißnass. Drinnen schellte es, die Klingel klang viel zu laut in ihren Ohren. Die Wohnung wirkte hallig, als seien alle Räume leer. Linh stand fröstelnd im einsamen Hausflur.
Doch dann waren da Schritte, schnelle Schritte, gefolgt von Stille. Sie stellte sich aufrecht vor dem Spion hin, um größer zu wirken.
Drei Sekunden später wurde die Tür aufgerissen und eine Hand zog sie mit stählernem Griff nach drinnen, so schnell, dass sie gar nicht reagieren konnte. Ihr Herz schlug ihr bis zum Hals.
»Wer bist du?«, fragte die junge Stimme in dem dunklen Flur, ihre Augen hatten sich noch nicht an das fehlende Licht gewöhnt. Der andere stand ganz dicht vor ihr, seine Hand immer noch um ihren Oberarm gekrallt wie eine Schraubzwinge. »Wer bist du?«, diesmal auf Vietnamesisch.
»Linh«, stieß sie hervor und spürte, wie ihr die Tränen in die Augen traten, die Angst fiel über sie her, die verdammte Angst. Wer sagte einem schon im Kampfsportkurs, dass es gar nichts brachte, alle Griffe und Tritte zu können, wenn man die verdammte Angst nicht kontrollieren konnte. Sie wollte sich übergeben. »Linh, ich bin Ducs Schwester.«
»Scheiße, was willst du denn hier?« Der Unbekannte zog sie mit sich, eine Tür wurde aufgestoßen und auf einmal wurde aus der Dunkelheit gleißende Helle. In dem Raum, es war wohl das Wohnzimmer gewesen, standen dutzende riesige Lampen, es war brütend heiß in diesem Zimmer, auch, weil die Fenster geschlossen und mit Jalousien verdunkelt waren. Unter den Lampen war alles grün. Linh stand der Mund offen vor Erstaunen über dieses Pflanzenmeer. Eine Pflanze wuchs neben der anderen, in riesigen Kisten, die beinahe den ganzen Raum einnahmen Die Strahler waren genau auf die Pflanzen gerichtet. Aus einem anderen Teil der Wohnung drang Lärm zu ihnen wie von Maschinen. Sie hatte so etwas noch nie in echt gesehen. Nur auf den Bildern im Biologieunterricht. Als die Lehrerin die Fotos gezeigt hatte, war ein Raunen durch die Klasse gegangen, einige Jungs hatten sich verschwörerisch zugenickt. Alles voller Gras. Das Gras, aus dem die Träume waren.
»Hey Duc, was soll 'n das? Hast du gequatscht, oder warum steht deine Schwester plötzlich vor der Tür?« Die Jungs sprachen untereinander nur vietnamesisch, so war das bei den Großen, das wusste Linh. Deutsch war verpönt. Aber darauf konnte sie sich nicht konzentrieren, weil sie Ducs Gesicht sah.
Er hatte eine Kippe im Mundwinkel und sah so cool aus mit seiner Jogginghose und den neuen Turnschuhen und dem kleinen Oberlippenbart, den er sich neuerdings stehen ließ, ihr großer stolzer Duc. Doch sein Gesicht war kreidebleich, mit dem angstvollen Blick eines kleinen Jungen sah er sie an, sein ganzer Körper gespannt wie ein Flitzebogen.
»Duc, sag was! Was will die hier?«
»Linh, was soll das? Woher weißt du …« Er sprach deutsch, so sehr stand er unter Schock. Er hatte wohl gerade etwas an den Pflanzen gemacht, seine Hände waren mit grünem Zeug beschmiert, vielleicht Dünger.

»Ich will dich holen, Duc. Was ist …«
»Weißt du, was das hier ist, Linh? Das ist kein Spaß. Du musst …«
Sie sah, wie der Mann, der sie reingezerrt hatte – nein, das war kein Mann, das war auch nur ein Junge, aber er sah anders aus, männlicher, mit seiner Lederjacke wie ein amerikanischer Detektiv und dem Kurzhaarschnitt wie ein Russe –, dieser Junge jedenfalls griff unter seine Jacke und zog eine Waffe hervor. Linhs glaubte, ohnmächtig zu werden, der Boden schien unter ihr zu schwanken und sie versuchte, das Gleichgewicht zu halten. Sie wollte sich irgendwo abstützen, doch dann geschah alles gleichzeitig.

***

Er hatte ihre Angst gespürt. Als sich die Fahrstuhltür hinter ihr schloss, wäre er gern hinaufgerannt und hätte sie aufgehalten.
Verdammt! Er hasste sich dafür, dass er das Mädchen und die tiefe Liebe zu ihrem Bruder ausnutzte. Aber das hier, das war wirklich eine heiße Spur. Adam spürte dieses unangenehme Gefühl im Bauch. Andererseits: Wer hatte keinen Schiss vor so einem Zugriff?
Es war das Privileg der Jugend: Auch mal draufgängerisch sein. Er war jung. Und er war ein Draufgänger. Sein Ziel war die Kripo. Und das würde er mit dieser Aktion erreichen.
Im zwölften Stock wetzte er in den Flur und nahm die kurze Treppe. Krass, wie flach die Stockwerke waren! Deckenhöhe zwei Meter dreißig. Nichts für Klaustrophobiker.
Leise öffnete er die Tür des Treppenhauses. Und er hatte Glück. Erst in diesem Moment schloss sich die Wohnungstür ganz rechts auf dem langen, dunkelgrün gestrichenen Flur, der nur von einer Leuchtröhre am Fahrstuhl erhellt wurde.
Sekunden später war Melanie neben ihm, die Waffe in der Hand.
»Dort hinten«, flüsterte er. »Da ist sie rein.«
Sie schlichen den Flur entlang. Türen zu beiden Seiten, auf diesem Stockwerk lagen insgesamt zwölf Wohnungen.
Ihre Tür trug die Nummer 13.23.
»Bereit?«
»Wenn du es bist?«
Sie hatten jetzt ihre Waffen einsatzbereit in den Händen, entsicherten. Er prüfte die Tür, er prüfte das Schloss. Glück gehabt. Standard. Ein teures Sicherheitsschloss im Plattenbau wäre auch zu auffällig gewesen für die Nachbarn.
Adam hob einen Finger und gab Melanie damit ein Zeichen, die Polizeiakademie hatte Regeln für das alles vorgegeben. Du rein und links, ich rechts, das bedeuteten seine Gesten. Melanie nickte.
Er nahm Anlauf, die Pistole nach vorne gerichtet. Drei. Zwei. Eins. Dann rannte er los und sprang, Fuß voran, in die Spanplatte.

***

Linh vernahm ein splitterndes Krachen, als würde alles zusammenstürzen, sie sah einen Schatten, der links in den Flur der Wohnung wetzte, sich zu Boden warf und außer Sicht war, dann schrie eine Männerstimme: »Polizei, Hände hoch!«
»Duc, du hast die Scheißbullen hier reingeschleppt!«, schrie der Lederjacken-Typ, seine Waffe hielt er abwechselnd auf Linh und auf ihren Bruder gerichtet. Brodelnder Zorn war in seinem Blick zu erkennen. Sie hörte ihre eigene Stimme, die sich seltsam fremd anhörte: »Nein, nein …!«
Aufruhr, dann ein Schuss. Und Blut, viel Blut. Linh wusste nicht, wie ihr geschah. Der Junge neben ihr, kaum älter als ihr Bruder, wurde von den Beinen gehoben und es spritzte aus seiner Brust, Blut bedeckte den Boden, noch bevor er aufschlug. Linh sah es wie in Zeitlupe, dabei war sie sich sicher, dass sie die Augen ganz schnell geschlossen hatte. Dennoch würde

es ihr für viele Jahre nicht mehr gelingen, diese Bilder abzuschütteln. Das Bild des Jungen am Boden, in seiner eigenen Blutlache liegend, die Augen ins Leere gerichtet. Das Bild von Duc, der wie versteinert dasaß, kreidebleich. Sie sah, wie sich seine graue Jogginghose im Schritt verfärbte. Und sie würde auch nicht den Mann vergessen, der in der Tür stand und aus dessen Pistolenlauf sich sanfter Rauch kräuselte. Linh war, als blickte er nur sie an, und sein Blick war so besorgt, dass sie glaubte, er würde sie jeden Moment in die Arme schließen wollen.
Linh wusste in diesem Augenblick nur eines: Ihr Leben hatte gerade am seidenen Faden gehangen und dieser Mann hatte sie gerettet – sie und ihren Bruder.

***

»Hände hoch nehmen!«, schrie der Mann und richtete seinen Revolver auf Adam. »Hände!«
Adam konnte sich nicht bewegen, hielt die Waffe zu Boden. Er sah nur auf Melanie, sah das bisschen Leben, das noch in ihren Augen lag, sie war schon im Delirium, so sah es zumindest aus, und in seinem Körper schien es ebenso zu sein. Da war kein Gefühl mehr außer Angst, Angst, Angst. Und dann, doch noch etwas anderes: Schuld. Abgrundtiefe Schuld.
Schieß!, hörte Adam eine Stimme in seinem Kopf. Er war immer der schnellste Schütze am Schießstand gewesen. Aber jetzt? Ihm fehlte die Kraft, auch nur den Finger zu rühren.
»Hände hoch!« Der junge Typ zielte auf ihn. Adam konnte ihn nicht ansehen. In der Ferne waren Sirenen zu hören.
Er nahm das Klicken des Ladehebels wahr, sah, wie der Vietnamese ein Auge schloss. Ein vietnamesisches Wort klang durch den Raum, fremd und entschlossen. Adam schloss die Augen und wartete auf die Erleichterung, gleich würde alles vorbei sein.
Er schreckte zusammen, als der Schuss fiel, doch er spürte keinen Schmerz. Stattdessen hörte er etwas fallen, genau vor ihm.
Er öffnete die Augen, neben Melanie lag nun der Typ reglos am Boden. Er schaffte es, den Kopf zu wenden, und hinter ihm stand …

***

Chêt – das hatte er gesagt. Tod! Tod auf Vietnamesisch. Sie wusste, dass er auch noch ein zweites Mal schießen würde. Ein toter Polizist mehr spielte hier keine Rolle.
Sie war wie ferngesteuert gewesen, hatte ohne nachzudenken die Pistole des toten Jungen genommen, war durch den dunklen Flur gelaufen. Da hatte sie seine Worte gehört.
Durch die geöffnete Tür fiel Licht, der Polizist stand mit dem Rücken zu ihr. Sie hatte nicht zu dem röchelnden Körper am Boden geschaut, dann wäre es aus gewesen. Nein, es gab nur eines, das jetzt zählte: ihn retten.
Sie stand verdeckt hinter dem Polizisten, der andere konnte sie nicht sehen. Abzudrücken war viel zu leicht, schoss es ihr durch den Kopf, aber die Angst wurde kleiner, und als der Mann zu Boden fiel wie ein nasser Sack, war ihr klar, dass sie nun allein waren. Nur sie drei. Der Polizist, Duc, sie.
Ihre Ohren klingelten immer noch vom Schuss, aber über allem lag jetzt eine unheimliche Stille. Die Polizistin – Linh erkannte erst jetzt, dass es eine Frau war – hatte aufgehört zu atmen.

***

Er drehte sich zu dem Mädchen mit der Waffe um, sie stand unbeweglich in der Tür, die Augen geweitet. Er trat nur einen Schritt auf sie zu, er wollte Melanie nicht allein lassen.
»Verschwinde von hier«, sagte er leise. »Nimm deinen Bruder, und verschwindet von hier. Aber nicht runter aus dem Haus, da sind gleich zu viele Bullen. Lauft die Treppe rauf und bleibt dort ein paar Minuten. Dann geht ihr einfach runter, als würdet ihr hier wohnen – und kommt nie wieder hierher. Verstanden?«
Sie sagte nichts, nickte nur, legte die Waffe vorsichtig auf den Boden und verschwand, und er war sich sicher, dass er sie nie wiedersehen würde.

***

Der Mann hatte Duc gerettet und sie, Linh, hatte ihn gerettet – damit hatte das Schicksal sie auf ewig verbunden. Sie wusste instinktiv, dass sie ihn wiedersehen würde.

ERSCHEINT AM:

23-02-23

320 SEITEN

18,00 €|D
18,50 €|A

ALEXANDER OETKER & THI LINH NGUYEN

DIE SCHULD, DIE UNS VERFOLGT
Klappenbroschur
ISBN 978-3-492-06401-9

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an:
sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen)
press_reader@piper.de
(Presse)

BRÜDER-CHEN

Eines Tages kommt in einer Familie ein Kind zur Welt. Seine schwarzen Augen tanzen, verlieren sich im Ungefähren, ein verletzliches Wesen, das nie laufen lernen wird. Alle Liebe, alle Zeit gilt von nun an diesem ewigen Kind. Während der älteste Bruder sich in der Fürsorge für das Geschwisterchen verliert, revoltiert die mittlere Schwester. Sie kämpft mit sich und ihrer Wut über dieses Wesen, das die Familienmitglieder in eine eigene, nur ihnen verständliche Welt hüllt. Und der Jüngste, der erst später geboren wird, spürt die Präsenz des Kindes bei jedem Schritt, den er an seiner Stelle tut. »Brüderchen« ist ein Roman voll existenzieller Kraft und karger Schönheit, so majestätisch wie die Berge der Cevennen, die diese Familie schützend umgeben.

CLARA DUPONT-MONOD

INTERVIEW

Ihr Roman erzählt von der Geburt eines behinderten Kindes, das unter einem seltenen genetischen Defekt leidet. Wie ist dieser Roman entstanden? Und warum haben Sie gerade dieses Thema gewählt?
Lassen Sie mich zunächst ergänzen, dass die Geburt dieses behinderten Kindes aus der Perspektive seiner Geschwister behandelt wird. Die Geschichte hat, ich sage es lieber gleich vorweg, einen autobiografischen Hintergrund: Ich hatte selbst einen kleinen Bruder, der mit einer Behinderung zur Welt kam. Und vielleicht merkt man irgendwann, dass die Freude, diesen Bruder gekannt zu haben, die Trauer angesichts seines Verlusts überstrahlt. In genau diesem Moment wird das Schreiben möglich. Solange es nur die Trauer gibt, lässt sich daraus wenig Literarisches ziehen. Die Geschwister waren mir als Figuren sehr wichtig, und zusammen bilden sie fast so etwas wie einen Protagonisten, der sonst in Romanen selten entwickelt wird. Es gibt viel Literatur über die Figur der Mutter, des Vaters, eines einzelnen Kindes, doch Geschwister als Verbund werden nicht so oft behandelt.

Lassen Sie uns von diesen Geschwistern sprechen. Da ist zunächst der große Bruder, dann die große Schwester, das Kind natürlich und später noch der Kleinste, der Letzte. Könnten Sie uns diese Geschwister und ihre Reaktionen auf die Geburt des Kindes kurz vorstellen?
Jede dieser Figuren verkörpert ein Gefühl, das man in einem solchen Fall empfinden kann – ich habe das ganz bewusst aufgeteilt. Der Älteste baut sofort eine Bindung zu dem kleinen Bruder auf, er kümmert sich sehr viel um ihn und steht so für die Amour fou, das Verschmelzen mit dem Kind. Die mittlere Schwester hat etwas Dunkleres, Widerständigeres, ich mag sie wirklich gern. Sie wird von ihrer Wut bestimmt, ist sehr zornig, und das hat es mir ermöglicht, einige Aspekte anzusprechen, die sonst eher tabu sind: den Ekel etwa, den man gegenüber einem behinderten Körper empfinden kann. Die Verletzlichkeit des kleinen Bruders macht ihr Angst. Hinter ihrer Wut steckt der Vorwurf, dass er die Familie aus den Angeln gehoben, das Gleichgewicht zwischen ihnen so grundlegend verändert hat. Durch den Jüngsten wollte ich beleuchten, inwiefern ein Kind Trost und Heilung bringen kann. Zugleich ist er immer wieder mit der schwindelerregenden Frage konfrontiert, ob er überhaupt auf der Welt wäre, wenn die Geschichte seines behinderten Bruders anders verlaufen wäre.
Diese drei Geschwister um das Kind im Zentrum herum anzuordnen – ich dachte da an den Nachthimmel, an eine Galaxie und wie die Planeten um eine Sonne kreisen, die das behinderte Kind ist. Jede Figur muss lernen, mit ihrer Kraft und ihrer Anpassungsfähigkeit auszukommen angesichts dieser Situation, *mit* der man leben muss, anstatt *gegen* sie anzukämpfen. Eine große, schwere Aufgabe.

Sie haben sich dazu entschieden, Ihren Figuren keine Namen zu geben.
Das liegt daran, dass ich Märchen liebe. Außerdem wird die Geschichte von den Steinen erzählt: Ich habe die Handlung in den Cevennen im Süden Frankreichs verortet, einer Gegend, der ich tief verbunden bin und die sehr karg, sehr schroff ist. Dort wird die Geschichte von den Steinen im Innenhof des Hauses erzählt, die das Leben der Familie Tag für Tag bezeugen. Sie sind ja schon seit Jahrtausenden da und haben so eine Prüfung, wie sie das behinderte Kind darstellt, unzählige Male miterlebt. Mir gefiel die Idee eines Märchens, in dem das Unbelebte lebendig wird – auch weil eine Mauer ein Symbol für den Verbund der Geschwister sein kann. In den Cevennen errichtet man Mauern oft ohne Mörtel, es kommt also ganz auf die Form der Steine, auf ihr Gewicht und ihr Gleichgewicht untereinander an. Genau so wacht jedes Geschwisterkind über das andere, unterstützt und trägt das andere.

Bei diesem Thema stellt man sich leicht eine ernste, etwas drückende Atmosphäre vor, ein Buch, das vor allem von Problemen handelt. In Wahrheit aber ist Ihr Roman unheimlich zart, berührend, er strahlt förmlich – Sie sprachen ja gerade von der Sonne. Hat sich das im Laufe des Schreibens so entwickelt?
Es freut mich, dass Sie das sagen. Ich neige überhaupt nicht dazu, mich mit tragischen Ereignissen zu beschäftigen, die mein Leben in Scherben gelegt haben könnten. Ich schätze, diese Erfahrung hat mich geprägt, so wie alle Prüfungen, die man im Laufe eines Lebens bestehen muss. Ich empfinde eine Art Dankbarkeit. So ist das Leben nun einmal. Eine Prüfung ist keine Krankheit, für die man sich schämen müsste, und alle, die etwas Ähnliches erlebt haben, werden mir da zustimmen. Am Ende sind das die Erfahrungen, die uns zu denen machen, die wir sind. Der Punkt ist doch der: Wenn Sie sich an einen Menschen anpassen müssen, der selbst unangepasst ist – wer ist dann eigentlich der, der weniger gut angepasst ist? Mein Verhältnis zu Normen ist ziemlich offen, und das, was ich in meinem Roman aus tiefster Überzeugung beschreibe, sind die Mühen, die die drei Geschwister auf sich nehmen müssen, um sich an den anzupassen, der immer unangepasst sein wird. Jede Figur wird mit ihrer eigenen Ohnmacht konfrontiert, und jede Figur wird sie überwinden. Oder wie der Kleinste einmal sagt: Ich wäre sonst nie auf die Idee gekommen, die Augen zu schließen, um besser zu sehen.

Clara Dupont-Monod im Gespräch mit Guillaume Chevalier von der Buchhandlung Mot à Mot in Fontenay-sous-Bois.

JEDE FIGUR WIRD MIT IHRER EIGENEN OHNMACHT KONFRONTIERT, UND JEDE FIGUR WIRD SIE ÜBERWINDEN.

LESEPROBE

Das Kind war einfach da. Man musste sich nicht vor ihm fürchten, es war weder Bedrohung noch Verheißung. Der große Bruder spürte, wie etwas in ihm kapitulierte. Er musste nicht mehr voranschreiten. Etwas berührte ihn, eine ferne Botschaft, die von der Stille der Berge und der jahrtausendealten Selbstgenügsamkeit eines Steins oder Bachs kündete. In ihm vollzog sich eine Wandlung, er unterwarf sich dem Gesetz der Welt, ihrem Auf und Ab, bereitwillig und ohne Bitterkeit. Das Kind war da, so selbstverständlich wie eine Erdfalte. »Ein Heute ist besser als zehn Morgen«, dachte er, ein Sprichwort aus den Cevennen. Es brachte nichts, sich gegen das Schicksal aufzulehnen.

Am meisten liebte er die stoische Güte, die primitive Unschuld des Kindes. Es verzieh alles, denn es urteilte nicht. Grausamkeit war seiner Seele fremd. Es zog sein Glück aus den kleinen Dingen des Lebens: sauber und satt sein, den lila Schlafanzug aus weicher Baumwolle auf der Haut spüren, gestreichelt werden. Der große Bruder begriff, dass das, was er da vor sich hatte, eine reine Seele war. Die Feststellung wühlte ihn auf. Wenn er bei dem Kind war, musste er dem Leben nicht mehr hinterherrennen aus Angst, dass es sich ihm entzog. Das Leben war da, vor ihm, in Reichweite seines Atems, weder ängstlich noch kämpferisch, einfach nur da.

Er lernte, das Weinen des Kindes zu entschlüsseln. Er wusste, wann es Bauchschmerzen oder Hunger hatte, wann es unbequem lag. Er verfügte über Fähigkeiten, die man eigentlich erst sehr viel später im Leben erlangte, wie man Windeln wechselte oder Brei fütterte. Er führte auch eine Einkaufsliste, auf der zum Beispiel ein neuer lila Schlafanzug stand, Muskatnuss zum Würzen des Möhrenbreis und destilliertes Wasser für die Körperpflege. Er übergab die Liste seiner Mutter, die den Einkauf mit einem Anflug von Dankbarkeit im Blick erledigte. Der große Bruder liebte die Momente, wenn das Kind ruhig war, weil es sauber roch und dick eingepackt war. Dann gluckste es vor Vergnügen und brabbelte vor sich hin, es gab Töne von sich, verzog die Lippen zu einem Lächeln, klimperte mit den Wimpern und stimmte eine Art Lied an, eine uralte Melodie, die nichts anderes bedeutete, als dass seine Bedürfnisse befriedigt waren und es die ihm entgegengebrachte Zärtlichkeit erwiderte.

Der große Bruder sang ihm oft etwas vor. Denn er hatte schnell begriffen, dass das Gehör, der einzige funktionierende Sinn, ein wunderbares Werkzeug war. Das Kind konnte nicht sehen, nicht greifen, nicht sprechen, aber es konnte hören. Also modulierte der große Bruder seine Stimme. Er flüsterte ihm zu, in welchem Grün die Landschaft vor ihm leuchtete, in einem hellen, saftigen, zarten, kräftigen, satten, gelblichen, matten Grün. Er nahm getrocknetes Eisenkraut und zerrieb es am Ohr des Kindes. Als Kontrapunkt zu diesem trockenen Rascheln rührte er leise plätschernd in einer mit Wasser gefüllten Wanne. Manchmal zog er einen von uns aus der Mauer im Hof und ließ uns aus einigen Zentimetern Höhe zu Boden fallen, damit das Kind den dumpfen Aufprall eines Steins hörte.

Er erzählte ihm die Geschichte von den drei Kirschbäumen, die ein Bauer vor langer Zeit auf seinem Rücken aus einem fernen Tal hergebracht hatte. Der Bauer hatte Berge erklommen, Abstiege bewältigt und unter der Last der drei Bäume gestöhnt, die eigentlich nicht in dieser Erde und diesem Klima hätten überleben dürfen. Doch wie durch ein Wunder wuchsen und gediehen die Kirschbäume. Sie waren der Stolz des ganzen Tals. Der alte Bauer verteilte seine Ernte unter den Nachbarn, und alle aßen mit großer Feierlichkeit von den Kirschen. Es hieß, die weißen Blüten der Bäume brächten Glück. Im Frühjahr brachte man sie Kranken ans Bett. Die Zeit verging, und der Bauer starb. Wenig später schieden auch die drei Kirschbäume dahin. Man suchte nicht nach einer Erklärung, denn diese lag auf der Hand, die abgestorbenen Äste sprachen für sich: Die Bäume waren demjenigen, der sie gepflanzt hatte, in den Tod gefolgt. Niemand wagte es, die trockenen, grauen Stämme, die an Stelen erinnerten, anzurühren. Der große Bruder beschrieb sie dem Kind bis in die kleinste Unebenheit der Rinde.

Noch nie hatte er so lange mit einem anderen Menschen gesprochen. Am Weihnachtsmorgen knisterte er mit dem Geschenkpapier und erzählte dem Kind ganz genau, welche Form und Farbe die Spielzeuge hatten, mit denen es nie spielen würde. Die Eltern ließen ihn machen, sie waren überfordert und vor allem damit beschäftigt, nicht zusammenzubrechen. Aus Fatalismus und Solidarität begannen die Cousins und Cousinen, ebenfalls die Spielsachen zu beschreiben und weiteten das Ganze auf das Wohnzimmer, das Haus und die Familie aus – bis alle in Gelächter ausbrachen, und der große Bruder lachte mit.

***

Wenn das Haus schläft, steht er auf. Noch kein junger Mann, aber auch kein Kind mehr. Er legt sich eine Decke um die Schultern. Kommt in den Hof und tritt an die Mauer. Lehnt sich mit der Stirn an uns. Hebt die Hände auf Kopfhöhe. Streichelt er uns, oder ist es eine Geste der Verzweiflung? Er steht stumm und reglos in der Dunkelheit und Kälte, sein Gesicht ist uns ganz nah. Wir atmen seinen Atem.

Bei schönem Wetter, wenn das Gebirge erwacht und sich der Morgensonne entgegenstreckt, geht der große Bruder zur Rückseite des Hauses. Dort steigt der Hang steil an, während der Bach in Kaskaden ins Tal stürzt. Vorsichtig setzt er einen Fuß vor den anderen, in seinen Armen das große Kind, dessen Kopf hin- und herschwankt. Eine Tasche mit einer Wasserflasche, einem Buch und einem Fotoapparat schlägt gegen seine Hüfte. Er geht bis zu der Stelle, wo das Gelände flacher wird. Hier bilden Steine einen kleinen Strand. Er stützt den Nacken mit der Hand und legt das Kind behutsam ab. Rückt die Taille zurecht und schiebt das Kinn ein wenig zur Seite, damit der Kopf im Schatten einer großen Tanne liegt. Das Kind seufzt wohlig. Der große Bruder zerreibt Tannennadeln, die schwach nach Zitrone durften, und hält sie ihm unter die Nase. Die Tannen sind hier nicht heimisch, seine Großmutter hat sie vor langer Zeit angepflanzt. Offenbar gefällt es ihnen in diesen Bergen, denn sie haben Wurzeln geschlagen und sind in die Höhe geschossen, mittlerweile kommen sie den Menschen mit ihrer majestätischen Größe sogar in die Quere. Ständig fällt ein Ast auf eine Stromleitung, und die Stellen, an die kein Sonnenlicht dringt, werden immer größer. Für den großen Bruder sind die Tannen eine Anomalie, und so legt er seinen Bruder gewiss nicht zufällig in ihrem Schatten ab.

Er liebt diesen Ort. Er sitzt neben dem Kind. Er hat die Beine angezogen, die Arme um die Knie geschlungen. Er liest, und wenn er sein Buch ausgelesen hat, schweigt er. Er beschreibt dem Kind nicht, was er sieht. Die Welt kommt zu ihnen. Türkisfarbene Libellen fliegen flügelraschelnd an ihrem Ohr vorbei. Die Äste von Erlen baden im Wasser und bilden einen Pfropfen aus Schlamm. Bäume stehen am Ufer Spalier, und wenn der Bruder Fantasie hätte, könnte er sich in einem Wohnzimmer wähnen, mit einem Boden aus flachen Steinen und einer Decke aus Tannenzweigen. Er macht ein paar Fotos. Hier ist der Fluss ruhig und so klar, dass man die goldenen Kiesel auf dem Grund schimmern sieht. Ein Stück weiter unten kräuselt sich die Oberfläche, und das Wasser stürzt weiß strudelnd in Felsbecken, die sich nach und nach verengen. Der große Bruder lauscht dem Tanz des Baches, seinem Elan. Umgeben von ockergrünen Felswänden, Zweigen, die sich im Wind wie Hände bewegen, und Blumenwiesen, die aussehen, als hätte jemand Konfetti über die Landschaft gestreut.

Oft gesellt sich seine kleine Schwester zu ihm. Sie ist nur zwei Jahre nach ihm geboren, aber manchmal scheinen zwanzig Jahre zwischen ihnen zu liegen. Er beobachtet, wie sie durch das eiskalte Wasser watet, mit eingezogenem Bauch und gespreizten Fingern. Ab und zu geht sie an einer knöcheltiefen Stelle in die Hocke und jagt die Wasserläufer, die über die Oberfläche huschen, und wenn sie einen fängt, stößt sie einen Freudenschrei aus. Sie stakst durch die Strömung, springt von Stein zu Stein, baut einen Staudamm oder eine Burg. Sie denkt sich ständig irgendwelche Geschichten aus, sie hat die Fantasie, die ihm fehlt. Ein Stock wird zu einem Schwert, ein Eichelhütchen dient als Helm. Sie redet leise mit sich selbst, versunken in ihrer Welt. Das Licht umhüllt ihr viel zu langes braunes Haar, das sie sich ungeduldig aus dem Gesicht streicht. Der große Bruder liebt es, ihr beim Leben zuzusehen. Ihm fällt auf, dass sie keine Schwimmflügel mehr braucht. Dass ihre Schultern nicht mehr rot werden, weil sie sich jetzt mit Sonnenmilch eincremt. Mit einem Mal muss er an

das Wespennest denken, das sich letzten Sommer in der großen Tanne versteckt hat. Er steht auf, sieht nach, setzt sich wieder hin. Er sitzt da, mit angespanntem Herzen, aber zufrieden, umgeben von denen, die er liebt, seiner Schwester, seinem Bruder und uns Steinen, die wir als Bett oder Spielzeug dienen.

***

Im Laufe der Zeit begann das Kind, auf seine Stimme zu reagieren. Es lächelte, brabbelte vor sich hin oder weinte, es drückte sich aus wie ein Säugling, während sein Körper weiter wuchs. Der große Bruder verbrachte viel Zeit mit dem Versuch, dem Blick der schwarzen Murmeln zu folgen, die einen langsamen Tanz aufzuführen schienen.

Das Kind lag auf dem Sofa, den Kopf von einem Kissen gestützt. Mehr brauchte es nicht zu seinem Glück. Es lauschte seiner Umgebung. Von ihm lernte der große Bruder, die ungenutzte Zeit zu genießen und in der reglosen Untätigkeit der Stunden Erfüllung zu finden. Wie das Kind verschmolz er mit der Gegenwart und entwickelte eine außergewöhnliche Sensibilität – für ein entferntes Rascheln, für einen kühlen Luftzug, für das Gemurmel der Pappel mit ihren windbewegten, paillettenglänzenden Blättern, für die Intensität eines Augenblicks der Angst oder Freude. Es war eine Sprache der Sinne, eine Sprache des winzigen Details, eine Wissenschaft der Stille, etwas, was man nirgendwo sonst lernen konnte. Ein anormales Kind verfügt über ein anormales Wissen, dachte der große Bruder. Dieses Wesen würde nie selbst etwas lernen, und trotzdem konnte es anderen so viel beibringen.

Die Familie kaufte einen Vogel, damit das Kind seinem Gesang lauschen konnte. Sie entwickelte die Gewohnheit, das Radio anzustellen. Laut zu sprechen. Die Fenster zu öffnen. Die Geräusche der Berge hereinzulassen, damit das Kind nicht so einsam war. Das Rauschen des Gebirgsbachs, das Glockengeläut und Blöcken der Schafe, Hundegebell, Vogelgezwitscher, Donnergrollen und Grillenzirpen hallten durchs Haus. Nach der Schule trödelte der große Bruder nicht herum. Er rannte zum Bus. Durch seinen Kopf wirbelten Gedanken, die dort nicht hingehörten. Hatten sie noch genug Waschlotion, Feuchttücher und Möhren für den Brei? War der lila Schlafanzug trocken? Er verabredete sich nicht mit Freunden. Er interessierte sich nicht für Mädchen, er hörte keine Musik. Er kümmerte sich.

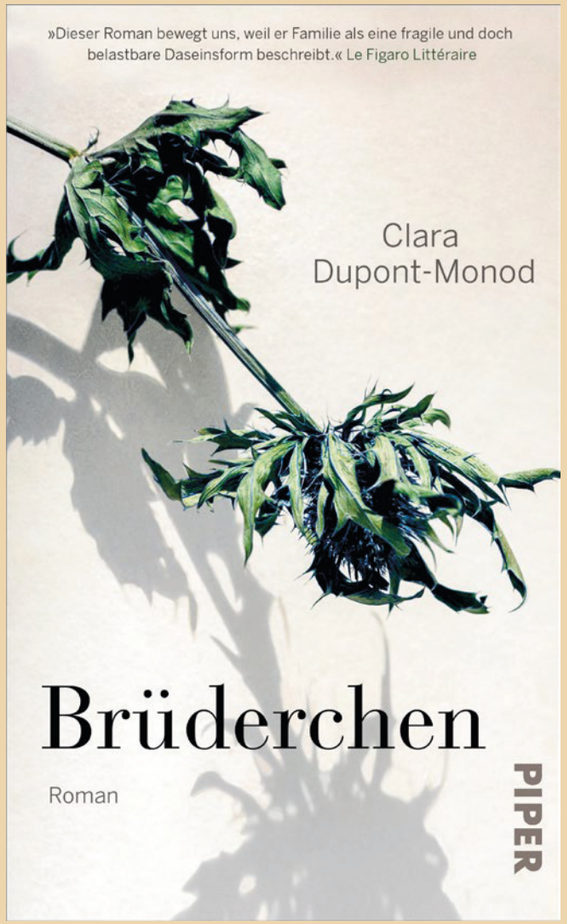
***

Das Kind feierte seinen vierten Geburtstag. Es wurde immer schwerer – denn es wuchs weiter. Jetzt trug es Schlafanzüge, die eher an Trainingsanzüge erinnerten, aus möglichst dickem Stoff, weil es wegen der Bewegungslosigkeit leicht froh. Es musste oft umgelagert werden, damit seine Haut nicht wund wurde. Durch das lange Liegen entwickelte es eine Hüftluxation, die ihm zwar keine Schmerzen bereitete, aber zur Folge hatte, dass es die Beine ständig anwinkelte. Seine Oberschenkel waren dünn und die Haut dort fast genauso durchsichtig wie in seinem Gesicht. Der große Bruder rieb ihm die Beine oft mit Mandelöl ein. Mittlerweile hatte er sich nämlich dem Tastsinn zugewandt. Er öffnete behutsam die zu Fäusten geballten kleinen Hände und brachte sie mit verschiedenen Texturen in Kontakt. Aus der Schule besorgte er Filz. Aus den Bergen Zweige von Steineichen. Er strich dem Kind mit einem Büschel Minze über die Innenseite der Handgelenke, massierte ihm die Finger mit einer Haselnuss und redete dabei die ganze Zeit mit ihm. An Regentagen öffnete er das Fenster und hielt den Arm seines Bruders nach draußen, damit er die Tropfen auf der Haut spürte. Oder er blies ihm vorsichtig in den geöffneten Mund.

Dann geschah oft das Wunder. Der Mund des Kindes verzog sich zu einem strahlenden Lächeln, und es erhob begeistert sein dünnes Stimmchen. Die Töne, die es von sich gab, klangen selig, ein wenig einfältig, und nach einer Weile verstummte das Kind kurz, um Luft zu holen und gleich darauf in einem höheren, volleren Ton weiterzusingen, ja genau, das war es, ein Lied, dachte der große Bruder. Anders als seine Eltern, die nachts nicht schlafen konnten, fragte er sich nicht, wie die Stimme des Kindes wohl geklungen hätte, wenn es hätte sprechen können, welche Charaktereigenschaften es gehabt hätte, ob es fröhlich oder verschlossen, still oder wild gewesen wäre, mit welchen Augen es auf die Welt geblickt hätte, wenn es hätte sehen können. Er nahm das Kind so, wie es war.

ERSCHEINT AM:

30-03-23



176 SEITEN

22,00 €|D
22,70 €|A

CLARA DUPONT-MONOD

BRÜDERCHEN
Aus dem Französischen
von Sonja Finck
Hardcover mit
Schutzumschlag
ISBN 978-3-492-07175-8

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an:
sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen)
press_reader@piper.de
(Presse)

MEINE REISE MIT DEN MEERES-SCHILDKRÖTEN

Elegant gleiten sie durchs Wasser, legen Tausende Kilometer zurück und finden selbst Jahre später noch den Weg an die Strände ihrer Geburt. Meeresschildkröten sind faszinierende Urzeitwesen, und Christine Figgener macht sich seit Langem für ihre Erforschung und ihren Schutz stark. Nun nimmt sie uns mit auf eine Reise durch das Leben dieser Tiere und durch ihr eigenes. Sie erzählt eindrucksvoll von der Suche nach nistenden Weibchen an nächtlichen Karibikstränden oder von schwankenden Bootsfahrten auf dem Pazifik und beschreibt die Gefahren, denen sowohl Schildkröten als auch Schildkrötenforscher:innen ausgesetzt sind. Vor allem aber vermittelt sie ihre große Liebe für diese Wesen und steckt an mit ihrer Begeisterung und Leidenschaft.

CHRISTINE FIGGENER

geboren 1983 in Haltern am See, studierte Biologie in Tübingen und Würzburg und promovierte in Texas. Seit 2007 lebt und arbeitet sie in Costa Rica, wo sie Meeresschildkröten erforscht und für deren Schutz kämpft. Ihr Video von einer Schildkröte, der ein Plastikstrohhalm schmerzhaft aus der Nase entfernt werden muss, ging viral und heizte die globale Debatte rund um die Verwendung von Einmalplastik an, die in vielen Ländern zu Verboten führte. Vom *TIME Magazine* wurde sie zum »Next Generation Leader« ernannt, seit 2020 ist sie Director of Science and Education für die Footprint Foundation, die über die Gefahren von Plastikverschmutzung aufklärt. Außerdem gründete und leitet sie die Organisation COASTS und die Beratungsfirma Nāmaka Conservation Science in Costa Rica, die sich um den Schutz der Meeresschildkröten bemühen.

LESEPROBE

Ich bin nun schon seit ein paar Stunden am dunklen und menschenleeren Strand von Costa Rica unterwegs. Über mir erstreckt sich ein unglaublicher Sternenhimmel. Die Luft fühlt sich schwer in meinen Lungen an, es riecht nach einer Mischung aus Salz und modrigem Holz, durchbrochen von süßem Blütenduft. Auf meiner einen Seite ragt die finstere Wand des undurchdringlichen Dschungels auf, während ich auf der anderen den Wellen des tosenden karibischen Meeres ausweichen muss.

Es ist noch warm, obwohl es nach Mitternacht ist, und mein langärmeliges, dunkles Sweatshirt klebt unter dem Rucksack mit der Forschungsausrüstung an meinem Rücken. Meine Augen haben sich immer noch nicht an die Dunkelheit gewöhnt, und ich stolpere mehr, als das ich laufe – über umgestürzte Baumstämme, kleinere Äste und die allgegenwärtigen Senken und Mulden des weichen, dunklen Sandes. Pausenlos suche ich die Wasserlinie mit meinem Blick ab. Hin und wieder durchfährt mich ein Adrenalinschub, wenn ich einen langgestreckten Schatten erspähe. Aber bisher hat sich jeder dieser Schatten als Baumstamm oder -stumpf entpuppt. Und ich frage mich, ob ich überhaupt erkennen würde, wonach ich Ausschau halte, wenn die Zeit käme …

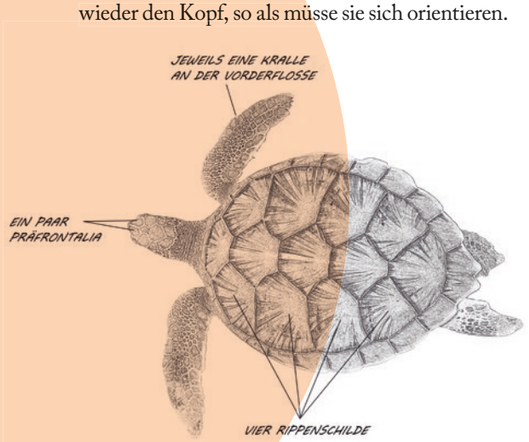
Hinter mir versucht mein noch unerfahrenerer Begleiter Benjamin strauchelnd und schwitzend mit mir Schritt zu halten. Nach einem weiteren Beinahe-Fall flucht er heftig: »Warum müssen wir im Dunkeln laufen, warum können wir nicht einfach unsere Taschenlampe benutzen?« Ich wende mich halb zu ihm um. »Meeresschildkröten mögen bei ihrer Eiablage die Dunkelheit. Sie navigieren ihren Ausgang und Eingang in den Ozean, indem sie den hellsten Teil des Himmels als Orientierungspunkt verwenden, normalerweise sind das die Sterne und der Mond, die sich im Wasser spiegeln«, erkläre ich. »Wenn wir weißes Licht verwenden, könnten wir sie verschrecken und davon abhalten, ihre Eier zu legen.« Das scheint ihn zufriedenzustellen und ruft uns beiden ins Gedächtnis, warum wir hier sind: Wir versuchen, eine nistende Lederschildkröte zu finden.

Ich bin erst seit zwei Wochen bei einem costa-ricanischen Projekt zum Schutz der Lederschildkröten, und obwohl ich so klinge, als wüsste ich, wovon ich rede, habe ich noch keine einzige zu Gesicht bekommen. Die letzten Wochen habe ich im Basislager verbracht und dort alles über Biologie, Ökologie und Schutz von Meeresschildkröten gelernt – einschließlich der Datensammlung und der notwendigen Maßnahmen, die nistende Mütter und ihre Eier vor Wilderern am Strand schützen sollen. Allerdings war das bisher nur reine Theorie, da wir während unserer Trainingspatrouillen keinem einzigen nistenden Weibchen begegnet sind. Und jetzt ist die Zeit für Trainings vorbei. Ich bin ins kalte Wasser geschmissen worden und nun allein mit diesem einen Freiwilligen unterwegs, um »ein paar Schildkröten zu retten«, wie es die zuständige Biologin spaßig-motivierend formuliert hat.

ICH GLAUBE, DA IST EINE SCHILDKRÖTE

Der Schweiß läuft mir langsam vom Po die Beine hinunter, und ich kann die Bartmücken spüren, die es unter meine lange Hose geschafft haben und sich jetzt an einer Blutmahlzeit erfreuen. Vielleicht sollte ich in Zukunft doch lange Socken anziehen, wie es mir empfohlen wurde. Meine Gedanken schweifen ab, zu meinem Bett mit dem sicheren Moskitonetz. Wie lange geht meine Schicht noch? Ein kurzer Blick auf die Uhr, deren

Ziffernblatt wegen der hohen Luftfeuchtigkeit von innen beschlagen ist, verrät mir, dass ich noch zwei Stunden vor mir habe. Erst um vier Uhr morgens werde ich endlich todmüde in die Federn kriechen dürfen.
Auf einmal reißt mich mein Unterbewusstsein aus den Gedanken. Hat sich der Baumstamm dort in den Wellen etwa bewegt? Ich stoppe abrupt und halte den Atem an. Mein Begleiter stolpert in mich hinein. »Was ist los?«, will er wissen. »Ich glaube, da ist eine Schildkröte«, flüstere ich. Tatsächlich scheint sich der dunkle Baumstumpf ein paar Meter weiter den Strand hinauf geschoben zu haben. Ich gehe ein paar Schritte näher, und jetzt kann ich es ganz deutlich sehen: Die schwarze Silhouette einer riesigen Meeresschildkröte liegt im seichten Wasser. Die Wellen waschen über sie hinweg, und der Mond spiegelt sich silbrig auf ihrem glatten Panzer. Sie hebt immer wieder den Kopf, so als müsse sie sich orientieren.



Mein Herz fängt an wie wild zu klopfen, und meine Gedanken rasen. Krampfhaft versuche ich mich an alles zu erinnern, was ich im Training gelernt habe. Das Wissen wirbelt durch meinen Kopf, aber vor allem drängt sich ein Gedanke in den Vordergrund: Eine Meeresschildkröte ist besonders in den Anfangsstadien vor dem Eierlegen sehr schreckhaft und krabbelt wieder zurück ins Wasser, wenn ihr die Situation nicht geheuer ist. Also ist für uns erst mal Rückzug angesagt. Ich zupfe meinen Begleiter am Ärmel und ziehe ihn mehrere Meter hoch in den Schatten einiger Bäume. Dort erkläre ich ihm, dass wir warten müssen, bis das Weibchen anfängt, das Nest zu graben, bevor wir uns nähern können.

Über das ferne Rauschen der Wellen höre ich, wie ihre langen Flossen auf den Sand klatschen und sie sich mit Ächzen und Stöhnen mühevoll den Strand hinaufzieht. Irgendwann verändern sich die Geräusche, es klingt, als würde Sand durch die Gegend geworfen. Langsam schleiche ich mich im Dunkeln näher. Tatsächlich scheint das Weibchen eine akzeptable Stelle gefunden zu haben und ist nun damit beschäftigt, alles fürs Nisten vorzubereiten. Über die nächste halbe Stunde pirsche ich mich mehrmals von hinten an, um zu schauen, wie weit es ist. Die Minuten ziehen sich endlos hin, und die ganze Zeit beschäftigt mich die Sorge, dass die Schildkröte den Nistvorgang vielleicht doch noch abbrechen könnte.
Allerdings gibt mir das Warten auch die nötige Atempause, um meine Nervosität unter Kontrolle zu bekommen und unsere Forschungsausrüstung vorzubereiten. Ich ziehe ein Datenblatt aus dem Rucksack und beschrifte es mit Datum und Uhrzeit. Mit meinem roten Taschenlampenlicht suche ich die Vegetationslinie ab, bis ein weißer Reflektor aufleuchtet. Ich laufe darauf zu und kann darüber die Zahl 25 auf einen Baum geschrieben lesen. Über die letzten zwei Wochen haben wir von Nord nach Süd Zahlen von eins bis 160 in Abständen von 50 Metern an Bäume gemalt, sie sollen uns bei der Orientierung und Datensammlung helfen. Da der Baum links von uns und der Schildkröte steht, muss sie direkt vor dem Baum mit der Nummer 24 oder zwischen 24 und 25 sein. Auch das notiere ich gewissenhaft. All diese Informationen benötigen wir später für unsere Statistiken und um das Nest wiederzufinden, damit wir den Schlupferfolg bestimmen können.
Endlich kommt der riesige Körper der Schildkröte zur Ruhe, und sie fängt an, mit ihren Hinterflossen ein Nest zu graben. Wir schleichen uns vorsichtig von hinten näher heran. Jetzt ist der Zeitpunkt, an dem wir zum ersten Mal unseren Taschenlampenstrahl auf die Schildkröte richten dürfen – allerdings nur das rote Licht und auch nur auf ihren Rücken und Schwanz. Die sensible Phase ist vor der Eiablage. Sobald die ersten Eier gelegt werden, fällt das Weibchen in eine Art Nisttrance – die meisten Arten lassen sich dann kaum noch stören.
Unglaublich, wie riesig die ist, denke ich, während ich mich hinter ihr auf dem Bauch in den Sand lege und meinen Lichtstrahl ihren Rücken hochgleiten lasse. Sie ist von Kopf bis Schwanz länger, als ich groß bin (1,70 Meter!), und muss so um die 500 bis 600 Kilogramm wiegen. Das ist keine Ausnahme für eine Lederschildkröte, wie ich in den kommenden Jahren lernen werde, aber dieser erste Anblick ist einfach beeindruckend. Faszinierend ist auch, wie grazil sie ihre großen Hinterflossen trotz ihrer Größe und ihres an Land doch eher unbeholfenen Erscheinungsbildes bewegt – sie benutzt sie wie Hände, um den Sand aus dem halbfertigen Nest zu entfernen. Wahnsinn!
Auf dem Strand verharren mein Begleiter und ich in ehrfürchtigem Schweigen und beobachten die Hinterflossen bei der Arbeit. Abwechselnd gleitet je eine langsam in die immer tiefer werdende Eikammer hinein, streckt sich, kratzt mit dem hinteren Ende Sand am entgegengesetzten Rand weg, biegt sich, um den Sand auf der Flosse aus dem Nest zu balancieren und ihn dann gekonnt und mit Schwung draußen zur Seite zu werfen. Ein hypnotisierender Anblick, der mich glatt in den Schlaf hätte wiegen können, wenn das Adrenalin nicht wäre.
Nachdem ich ein paar Minuten regungslos zugeschaut habe, bemerke ich etwas Metallisches, das aufblitzt, wenn das Weibchen die Flossen wechselt. Bei genauerem Hinsehen erkenne ich zwei Metallanhänger, die an der Basis beider Flossen zum Schwanz hin befestigt sind. Ein kurzes Gefühl der Erleichterung überkommt mich. Diese Schildkröte ist schon identifiziert und markiert worden, und ich muss mein spärliches, bisher nur theoretisches Wissen um das Markieren von Meeresschildkröten heute nicht in die Praxis umsetzen. Ich ziehe mir ein paar Latexhandschuhe über und gebe das wasserfeste Datenblatt auf dem Klippboard an meinen Begleiter. Vorsichtig, ohne die Schildkröte oder ihren Schwanz zu berühren, reibe ich mit einem Finger den Sand von beiden Metallmarken ab und lese die Nummern und Buchstaben laut vor: V1858 und V1857. Ich lasse meinen Begleiter die Serien sicherheitshalber wiederholen, die Kombi stimmt, und damit haben wir zwei weitere wichtige Daten gesichert. Bisher läuft es doch ganz gut, das beruhigt mich.
Ich widme meine Aufmerksamkeit nun der Umgebung, denn ich muss entscheiden, ob das Nest natürlich belassen werden kann oder ob die Eier verlegt werden müssen. Letzteres hieße, dass ich die Eier entweder

in der Nähe an einem sichereren Ort am Strand verstecken oder sie zu unserer Inkubationsstation ein paar Kilometer entfernt bringen müsste. Wir sind mit 30 Metern weit von der Linie der letzten Flut entfernt und etwa drei Meter vor der Baumgrenze. Das Weibchen ist während des Grabens weder auf Baumwurzeln noch auf Wasser gestoßen. Zudem sind wir auf einem Strandabschnitt, an dem keine menschliche Behausung liegt. Das alles ist vielversprechend, und die Eier scheinen in ihrem natürlichen Nest erst mal sicher.

Ich ziehe also den Handzähler aus dem Rucksack und instruiere meinen Begleiter: »Du wirst erkennen, dass sie mit dem Nest fertig ist, wenn sie mit einer Flosse nur noch ein bisschen am Rand kratzt, aber keinen Sand mehr entfernt. Dann wird sie die Flosse aus dem Nest ziehen und damit ihren Schwanz bedecken. Das ist das Zeichen, dass sie mit der Eiablage beginnen wird.« Mein Begleiter muss dann gut aufpassen, denn er soll jedes Ei zählen, das aus der Öffnung an der Basis des Schwanzes, der Kloake, fällt. Wir müssen nicht lange warten. Nach ein paar Minuten zieht das Weibchen seine Flosse aus dem Nest und legt sie über den Schwanz. Mein Begleiter schiebt seine linke Hand vorsichtig unter die Flosse und hebt sie hoch, damit er freie Sicht auf die Eikammer hat. Ich kann das Weibchen pressen sehen, und dann fallen zwei etwa billardballgroße weiße Eier ins Nest.

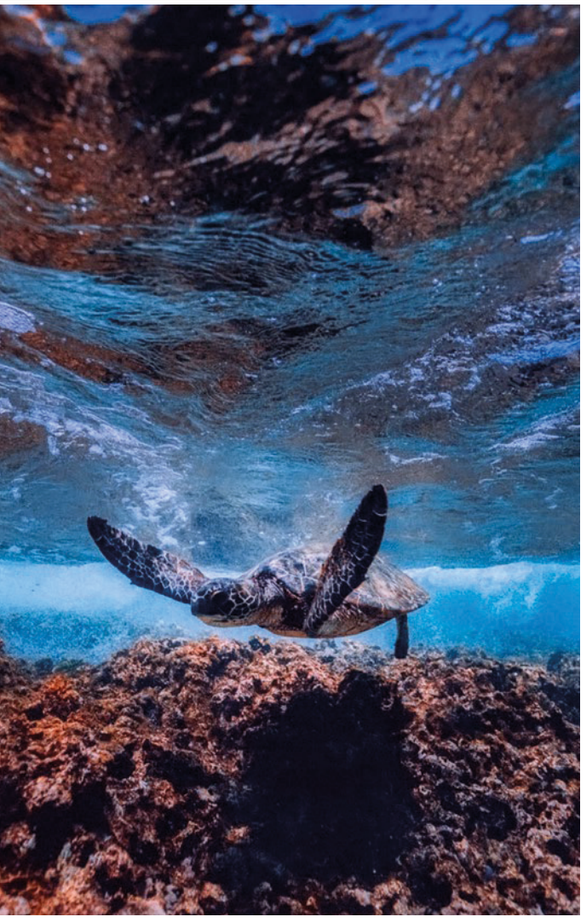
Während mein Begleiter gewissenhaft zählt, ziehe ich das teuerste Forschungsgerät aus meinem Rucksack hervor. Ein PIT-Tag-Scanner, mit dem ich die Schildkröte nach integrierten Chips absuche. Zu meiner Freude ertönt auch gleich ein Piepton, als ich den Scanner über ihre Schultern gleiten lasse, und eine Nummer erscheint auf dem Display. Wieder eine Info mehr für unser Datenblatt!

Ich schaue meinem Begleiter über die Schulter. »Hat sie schon angefangen, ihre falschen Eier zu legen?«, frage ich. Er bejaht, und jetzt sehe auch ich die kleineren Eier, die schon im Nest liegen. Von der Größe eines Tischtennisballs bis hin zu der einer Erbse ist alles dabei. Diese »falschen Eier«, auf Englisch auch shelled albumen globes, SAGs, genannt, sind nur Eiweißkugeln mit Schale und dienen vermutlich als Platzhalter, damit die geschlüpften Babys sich später besser bewegen können. Den falschen Eiern geht wortwörtlich die Luft aus, während die echten Eier

HAT SIE SCHON ANGEFANGEN, IHRE FALSCHEN EIER ZU LEGEN?

inkubieren, sie kreieren so extra Platz. Gemeinsam schauen wir zu, wie die letzten ins Nest plumpsen. Als das Weibchen fertig ist, drückt es die Flosse, die auf ihrem Schwanz lag, ins Nest und presst sie auf die Eier. Dann zieht es die Flosse zurück, legt sie neben dem Nest ab und lässt die andere Flosse zusammen mit ein bisschen Sand ins Nest gleiten. Wieder presst sie auf die Eier und den Sand. Hätte ich externe Marken anbringen müssen, dann wäre jetzt der perfekte Zeitpunkt dafür. Dieses Spiel wiederholt sich, bis die Eier komplett bedeckt und das Nest bis zum Rand mit Sand gefüllt ist.

Wir müssen die große Dame nun noch vermessen. Es werden generell Länge und Breite des Rückenpanzers, des Carapax, ohne Kopf und Schwanz, mit einem Maßband an der Kurve des Rückens entlang gemessen. Dafür braucht man bei Lederschildkröten immer zwei Personen, da Länge und auch Breite die Armspannweite der meisten Menschen übertreffen und es zudem ziemlich unbequem ist, einen halben Spagat über den Rücken einer Lederschildkröte zu machen. Das werde ich bei späteren Schildkröten am eigenen Leib erfahren. Heute verläuft die Vermessung reibungslos, obwohl das Weibchen schon angefangen hat, sein Nest zu tarnen, und wir vorsichtig sein müssen, um nicht von den riesigen Vorderflossen umgehauen zu werden. Dieses Tier ist mit 1,62 Metern Panzerlänge definitiv ein stattliches Exemplar und ein bisschen größer als die durchschnittliche Lederschildkröte hier in der Karibik, deren Carapax gewöhnlich 1,55 Meter misst. Nachdem wir auch diese Maße zusammen mit der Anzahl der Eier (96!) notiert haben, ist unsere Arbeit fürs Erste getan. Wir packen unsere Ausrüstung zusammen und setzen uns



MEINE ERSTE LEDERSCHILD-KRÖTE! DER ABSOLUTE OBER-WAHNSINN!

ein Stück abseits in den Sand, um der Schildkröte beim letzten Rest ihrer Arbeit zuzuschauen. Ich merke, wie ich mich langsam entspanne und das Adrenalin endlich Platz für die Endorphine macht. Meine erste Lederschildkröte! Der absolute Oberwahnsinn! Während das Weibchen grunzend Sand um sich wirft, um die Eier zu verstecken und die Spuren zu verwischen, hänge ich meinen Gedanken nach. Selbst in meinen kühnsten Träumen hatte ich mir nicht vorstellen können, dass ich irgendwann mal nach Zentralamerika auswandern würde, um Meeresschildkröten zu erforschen und zu schützen. Aber jetzt sitze ich hier, am anderen Ende der Welt, unter einem Sternenhimmel, den ich so klar nur wenige Male zuvor in meinem Leben gesehen habe. In der Dunkelheit kann ich am Strand immer noch die Umrisse des riesigen Meerestieres ausmachen, das gerade in meinem Beisein Eier gelegt hat. Ich muss mich kneifen. Doch das ist kein Traum. Ich spüre die Brise des Meeres auf meiner Haut und nehme den unverwechselbaren Geruch von Algen und Kloakenflüssigkeit wahr, der von der nistenden Schildkröte zu mir herüber weht.
Rückblickend kann ich sagen, dass mein großes Abenteuer mit dieser einen Lederschildkröte begann.

Aus dem Leben einer Meeresschildkrötenforscherin:

ERSCHEINT AM:

30-03 23

256
SEITEN

18,00 €|D
18,50 €|A

CHRISTINE FIGGENER

MEINE REISE MIT DEN MEERESSCHILDKRÖTEN
Wie ich als Meeresbiologin für unsere Ozeane kämpfe
Mit 24 Seiten Farbbildteil und Illustrationen
Klappenbroschur
ISBN 978-3-89029-572-5

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an:
sales_reader@piper.de (BuchhändlerInnen)
press_reader@piper.de (Presse)

WERKSTATTBERICHT

DIE VERBORGENE WELT DES LINUS GESCHKE

Jede Geschichte braucht einen Anfang. Die meines Thrillers »Die Verborgenen« hat gleich zwei.
Sie beginnt zum einen im November 2019, als im Kino der südkoreanische Film »Parasite« anlief, in dem die Familie einer Hausangestellten unentdeckt im Keller ihres Arbeitgebers wohnt. Die Darstellerriege war beeindruckend, ebenso die beklemmende Atmosphäre, die durch die fantastische Kameraarbeit hervorgerufen wurde. Ein richtig guter Film, und dennoch verschwand er allmählich wieder aus den vorderen Bereichen meines Bewusstseins.
Der zweite Anfang der Geschichte liegt im Spätsommer 2021. Zu dem Zeitpunkt hatte ich »Das Loft« gerade fertig geschrieben und war auf der Suche nach einem Stoff, der sich als Nachfolger eignen würde. Spannend sollte er sein, natürlich, dazu auch beklemmend und atmosphärisch – ohne allzu viel Blutvergießen. Ein waschechter Psychothriller eben, am besten wieder einer mit einer ungewöhnlichen Erzählperspektive.
Immer, wenn ich mit einem Buchprojekt noch ganz am Anfang stehe, bediene ich mich der stets gleichen Herangehensweise: Ich schaue in endloser Abfolge True-Crime-Dokumentationen, suchte unzählige Serien weg und suche in Sachbüchern nach Inspiration. Nein, eigentlich stimmt das nicht – ich suche nicht nach ihr, ich warte darauf, dass sie mich anspringt!
Das geschah, als ich vor dem Rechner sitzend durch ein US-amerikanisches Mystery-Forum surfte und dort auf den Begriff »Phrogging« stieß. Ich wusste nicht, was das war, fand das Wort nur witzig, weil es mich an »Frog« erinnerte, den Frosch also. Ein paar Klicks später war klar, was sich hinter der Wortspielerei verbarg: Phrogger sind Menschen, die in die Häuser anderer eindringen, um dort eine Zeitlang unentdeckt zu leben. Wie ein Frosch springen sie dabei von Unterkunft zu Unterkunft, um sich auf staubigen Dachböden, in finsteren Kellern oder in ungenutzten Gästezimmern zu verbergen. Aus ihren Verstecken kommen sie nur heraus, wenn die Bewohner schlafen oder das Haus verlassen haben. Dann bedienen sie sich an deren Essen, tragen deren Kleidung und putzen sich mit deren Zahnbürsten die Zähne. Sie kundschaften das komplette Haus aus, dringen in jedes Zimmer vor und erkunden jeden noch so versteckten Winkel.
Die Erzählungen haben mich sofort gepackt, obwohl mir zu dem Zeitpunkt noch nicht klar war, wie viel Wahrheit sie enthalten. Gibt es Phrogger tatsächlich oder handelt es sich bei ihnen lediglich um eine der unzähligen »Urban Legends«, von denen in den USA so viele kursieren? Ich wusste es nicht, ich wusste nur eins: Ich hatte mein Thema gefunden! Den Rest würde ich noch in Erfahrung bringen!
Bevor ich anfing, Bücher zu schreiben, habe ich siebzehn Jahre lang als Journalist gearbeitet. Eine Aufgabe des Journalisten ist das Recherchieren, also recherchierte ich, um dem Wahrheitsgehalt des Phänomens »Phrogging« auf den Grund zu gehen. Ich durchstöberte weitere Foren, stieß auf Erlebnisberichte und sah mir Videos von Menschen an, die das Treiben von Phroggern heimlich mit einer Webcam filmten. Schnell wurde klar, dass es sie tatsächlich gab. Nicht so häufig, wie in den Foren behauptet wurde, aber öfter, als man es sich vorstellen mag. Ich fand heraus, dass Phrogger meist in ländlichen Gegenden aktiv werden, oft in Asien oder den USA. Überall dort, wo es große freistehende Häuser gibt, die ihnen eine gute Auswahl an Versteckmöglichkeiten bieten.
Die meisten Phrogger bleiben nicht lange in den einzelnen Häusern, zwei oder drei Tage nur, alles andere würde unnötig das Risiko erhöhen. Für viele von ihnen scheint das Ganze sowieso nur ein Spaß zu sein, ein Abenteuer vielleicht – so, wie andere Menschen ein Wochenende lang in die Wildnis fahren, um zu ihren Wurzeln zurückzufinden.

Wenn Phrogger bei ihrem Tun erwischt werden – was übrigens äußerst selten geschieht –, drohen ihnen Anzeigen wegen Einbruchs und Diebstahls. Strafen, die die meisten Phrogger billigend in Kauf nehmen und die nichts gegen die Traumata sind, die sie bei ihren »Gastgeberfamilien« auslösen können. Für die meisten Menschen ist alleine schon die Vorstellung, ein Fremder könnte in den Bereich eindringen, in dem sie sich am sichersten fühlen, erschreckend. Das Wissen, dass sich dieser Eindringling dort dann auch noch tagelang aufgehalten hat, muss unerträglich sein.
Das sind die bekannten Fakten, der Hintergrund quasi. Der Rest der Handlung in »Die Verborgenen« ist reine Fiktion. Wie sie meiner Vita entnehmen können, bin ich kein Asiate und auch kein US-Amerikaner, also habe ich die Handlung einfach dorthin verlegt, wo ich mich auskenne: nach Deutschland. Ein einsamer Hof in Bayern hätte sich als Setting angeboten, ein abgelegenes Haus im Osten oder Norden der Republik. Nach reiflicher Überlegung habe ich mich dann für die Nordseeküste als Kulisse entschieden; einfach, weil bislang noch kein Buch von mir dort spielt.
Das grobe Thema und das Setting des Thrillers standen somit, der nächste Schritt war die Erschaffung des Personals. Serienkiller ermüden mich, ebenso klassische Heldenfiguren mit fast übermenschlichen Kräften. Was ich für meine Bücher brauche, sind ganz normale Menschen, und mit den Bewohnern des Hauses fing ich an. Darf ich vorstellen: die Hoffmanns! Der zweiundvierzigjährige Sven Hoffmann arbeitet als Journalist bei einem Bremer Fernsehsender, seine Frau Franziska als Teilzeitkraft in einem Tourismusbüro. Gemeinsam haben die beiden eine siebzehnjährige Tochter, Tabea, die kurz vor dem Abitur steht. Das Mädchen ist der Auslöser für alles, der heimliche Star der Geschichte. Nur wegen ihr geschieht, was geschieht.
Sagte ich gerade, Tabea sei der Star der Geschichte? Vergessen Sie's, das stimmt so nicht. Eigentlich sind es die Phrogger, und auch für sie musste eine glaubhafte Hintergrundgeschichte her. Das ist mir wichtig. Erst die Vergangenheit macht das Handeln eines Menschen begreifbar; ohne sie bleiben die Bösen in Büchern nur ein eindimensionales Abziehbild.
Am liebsten würde ich Ihnen jetzt noch viel mehr über die Phrogger erzählen, aber das geht nicht, es würde der Story die Spannung rauben. Um herauszufinden, was hinter dem Tun der Eindringlinge steckt, müssen Sie sie schon durch die Buchseiten begleiten. Sie müssen dabei sein, wenn sie nachts durch die Flure der Hoffmanns schleichen, die Schränke öffnen, die Truhen durchwühlen. Sie müssen ihnen über die Schultern schauen, wenn sie die feinen Risse in der Ehe der Hoffmanns vergrößern, sie zu tiefen Gräben werden lassen. Es ist ein ausgesprochen perfides Tun, das kann ich Ihnen versprechen. Ein ungleicher Kampf zwischen den Bewohnern und den Eindringlingen, weil die einen nicht einmal wissen, dass es die anderen überhaupt gibt.
In »Die Verborgenen« geht es also nicht um einen sinnlosen Akt der Gewalt; es geht um ein Spiel mit den Ängsten, die wir alle in uns tragen. Sollte dieser Umstand in Ihnen jetzt ein unwohles Gefühl auslösen, kann ich Sie beruhigen: Bis zum jetzigen Zeitpunkt ist in Deutschland noch kein einziger Fall von Phrogging bekannt geworden. Alles, was zwischen den Buchdeckeln in »Die Verborgenen« passiert, ist lediglich (und hier zitiere ich meine Frau) »meiner kranken Fantasie entsprungen«.
Sie, liebe Buchhändlerinnen und Buchhändler, liebe Leserinnen und Leser, können somit ganz unbesorgt sein. Machen Sie sich bitte keine Sorgen, wenn Sie im Kellerstaub Fußabdrücke finden oder verdächtige Geräusche vom Dachboden hören. Wenn das Vanilleeis im Gefrierfach plötzlich leer ist, wird nur Ihr minderjähriges Kind davon genascht haben, und wenn Sie persönliche Gegenstände vermissen, haben Sie diese garantiert nur verlegt. Niemand wird nachts regungslos neben ihrem Bett stehen und Sie im Schlaf beobachten, und niemand wird ihre kleinen, schmutzigen Geheimnisse aufdecken, weil jemand so Nettes wie Sie doch sicherlich gar keine hat.

Oder etwa doch? Gibt es auch bei Ihnen etwas, was sie lieber vor anderen verbergen möchten?
In diesem Fall wenden Sie sich bitte vertrauensvoll an den Piper Verlag oder an mich, gerne auch anonym, und erzählen Sie davon. Sie wissen doch: Von Inspiration kann ich gar nicht genug bekommen!

Liebe Grüße aus dem Keller,
Linus Geschke

ERSCHEINT AM:

01–06 23

352
SEITEN

17,00 €|D
17,50 €|A

LINUS GESCHKE

DIE VERBORGENEN
Klappenbroschur
ISBN 978-3-492-06479-8

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an:
sales_reader@piper.de (BuchhändlerInnen)
press_reader@piper.de (Presse)

DAS GLÜCK HAT SEINE ZEIT

Eniola ist groß für sein Alter, ein fünfzehnjähriger Junge im Körper eines Mannes. Jeden Tag fürchtet er die Schläge seiner Lehrer, denn seit der Entlassung des Vaters fehlt das Geld für seine Schulgebühren. Bis Eniola als Laufbursche einer Näherin der wohlhabenden Yeye begegnet. Wuraola dagegen hat Glück: Die junge Ärztin ist frisch verlobt, ihr Freund Kunle stammt aus besten Verhältnissen. Während ihre Mutter Yeye schon vom Hochzeitskleid träumt, zeigen sich erste Risse. Die Familie wird bedroht, seit Kunles Vater als Gouverneur kandidiert. Und der amtierende Honorable wirbt für seine Leibgarde Jugendliche an, so groß und kräftig wie Männer. Ein aufwühlender Roman über Privileg und Armut in einem zerrütteten Land – und über die Kosten des Glücks.

LESEPROBE

Kapitel 12

»Sag schon, wie fühlt es sich an, verlobt zu sein? Anders, hm?«, fragte Grace. Wuraola war für die Tische eins bis zwölf zuständig und gerade an Nummer sechs stehen geblieben, um sich zu vergewissern, ob ihren Freundinnen der gegrillte Fisch serviert worden war. Tife verdrehte die Augen und spießte mit der Gabel ein Stück Seewolf auf. »Wer sagt, dass es ein besonderes Gefühl sein muss? Ist ja nicht so, als wär ihr ein neuer Finger gewachsen. Sie trägt nur einen Ring an einem ihrer alten.«

Wuraola hatte nicht erwartet, dass sie sich anders fühlen würde, und anfangs war es auch nicht so gewesen. Weder nach dem Antrag noch an diesem Vormittag. Doch jetzt, knapp drei Stunden nach Beginn der Party, hatte sich die Verlobung in etwas Reales, Greifbares verwandelt. Als würde sie plötzlich einer anderen Kategorie angehören als noch am Vortag um dieselbe Zeit. Wenn sie bei einem Tisch haltmachte, tätschelten ihr die Frauen den Rücken oder ließen ihr Essen stehen und erhoben sich, um sie zu umarmen. Die Männer schüttelten ihr so kräftig die Hand, dass sie fürchtete, sie könnten ihr die Schulter ausrenken. Die Auntys lächelten sie an, wann immer sich ihre Blicke begegneten. Selbst Aunty Biola, von der Wuraola erwartet hatte, dass sie wegen ihrer Auseinandersetzung über die Köche noch einen Groll gegen sie hegen würde.

Der Unterschied zeigte sich an der Art, wie ihre Eltern hereingetanzt kamen, nachdem sie endlich beschlossen hatten, auf der Feier zu erscheinen, in weit ausgelassenerer Stimmung, als eine Party zum fünfzigsten Geburtstag es rechtfertigte, als würden sie schon jetzt in der Vorfreude auf die Zeremonien schwelgen, die in Wuraolas Hochzeit gipfeln würden. Oder daran, wie Yeye allen zur Begrüßung zuflüsterte: »Vielen Dank, vielen Dank. Du musst bald wiederkommen, um hier mit uns zu feiern. Unsere ältere Tochter heiratet, weißt du?« Und schließlich daran, wie ihr Vater Wuraola und Kunle vor den Gästen immer wieder »das angehende Brautpaar« nannte. Als wären die beiden wiedergeboren worden und müssten den Freunden der Familie, die sie seit ihrer Kindheit kannten, erneut vorgestellt werden.

Wuraola war überrascht, wie sehr sie die Aufmerksamkeit genoss. Sie war davon ausgegangen, dass es sich nur wie eine neue Art Druck anfühlen würde, die Kehrseite davon, auf Feierlichkeiten wie dieser gefragt zu werden, wann sie endlich heiraten werde. Stattdessen grinste ihr Vater über das ganze Gesicht, wie damals, als sie in ihrem ersten Jahr an der weiterführenden Schule alle Auszeichnungen ihrer Stufe gewonnen hatte – nicht nur die für Mathematik und Naturwissenschaften, sondern auch die für Pünktlichkeit und gutes Benehmen. Aber das Gefühl, das sie jetzt auf der Party zum fünfzigsten Geburtstag ihrer Mutter empfand, war noch intensiver. Das Lächeln, mit dem man sie überall empfing, war noch strahlender als bei allem, was sie sonst erreicht hatte. Man umarmte sie länger, strich ihr über den Rücken, als wollte man sie nie wieder loslassen. »Die ganze Mákinwá-Familie ist stolz auf dich«, hatte der Bruder ihres Vaters, der Oberst im Ruhestand, bei seiner Ankunft zu ihr gesagt. »Deine Intelligenz hält dich nicht davon ab, ein Heim zu gründen, wir sind so stolz auf dich.«

Wie es sich anfühlte, verlobt zu sein? Hier auf der Party kam sie sich vor wie ein Star. Alle wollten sie anfassen und mit ihr reden. Doch Wuraola blieb keine Zeit, das Grace und Tife zu erklären. Außerdem hätte sie schreien müssen, um die Musik zu übertönen, und sie war schon jetzt etwas heiser. Sie hatte beschlossen, nur noch zu flüstern oder mithilfe von Post-its zu kommunizieren, die sie in ihrer Handtasche bei sich trug. Es wäre albern, am Montag im Krankenhaus nicht mit ihren Patienten reden zu können. (...)

Als Wuraola das Zeltverdeck aufklappte und in ein wesentlich kleineres Zelt trat, das weder klimatisiert noch an den Seiten abgedeckt war, wäre sie fast mit Aunty Jumoke zusammengestoßen. Doch ihre Tante bemerkte sie gar nicht. Sie war zu sehr damit beschäftigt, die Chefin des Cateringservice zusammenzustauchen, weil es keine Chilipute mehr gab. Wuraola machte einen

IST JA NICHT SO, ALS WÄR IHR EIN NEUER FINGER GEWACHSEN. SIE TRÄGT NUR EINEN RING AN EINEM IHRER ALTEN.

Bogen um die Frauen und vermied es, sie anzusehen. Sie konnte es sich nicht leisten, in die Auseinandersetzung hineingezogen zu werden. Oder schlimmer noch, von ihrer Tante bearbeitet zu werden, bis sie gestand, wo Yeye und Aunty Biola die fünfzig Portionen jedes Fleischgerichts unter Verschluss hielten. Denn bei Partys wie dieser hieß »das Fleisch ist aus« nur, dass man nicht zu den wenigen Auserwählten gehörte, denen Zugang zur geheimen Fleischkammer gewährt wurde. Aunty Jumoke wusste das, weshalb sie schrie: »Auf keinen Fall, ich will kein Hähnchen, meine Gäste essen kein Hähnchen. Wissen Sie nicht, wer ich bin?« Unbeeindruckt von ihrer Tirade darüber, wie oft sie dem Geburtstagskind die Windeln gewechselt hatte, stand die Cateringchefin da, die Hände in die Hüften gestützt, und schrie zurück: »Madam, Chilipute ist aus, ich kann sie mir nicht aus den Rippen schneiden.« (...)

Wuraola fischte das Mobiltelefon aus ihrer Handtasche und schickte ihren Geschwistern eine Textnachricht. »Kommt zum Getränkestand. Wir müssen die Souvenirs für die Gäste holen.«

Sie spürte, wie ihr jemand mit Nachdruck auf die Schulter tippte. »Hey, Goldmädchen.«

Es gab nur einen, der sie so nannte: Kingsley. Sie grinste, als sie aufstand. Er war es tatsächlich, mit seiner Zahnlücke und seiner Brille. Der erste in einer Reihe von

»Ayọ̀bámi Adébáyọ̀ ist eine Ausnahmeerscheinung unter den Geschichtenerzählern. Sie schreibt nicht nur mit außergewöhnlicher Anmut, sondern auch mit großer Weisheit.«

THE NEW YORK TIMES

»Als Schülerin von Margaret Atwood und Chimamanda Ngozi Adichie zeichnet Adébáyọ̀ ein Bild der modernen nigerianischen Gesellschaft und des Kampfes zwischen dem traditionellen Patriarchat und den modernen, starken Frauen.«

DE VOLKSKRANT

»Voller Wildheit und mit großem Herz.«

SARAH JESSICA PARKER

»Mit ihrer klaren und gewandten Prosa dringt Adébáyọ̀ tief in die Seelen ihrer Protagonisten ein und malt bestrickende Bilder.«

NEUE ZÜRCHER ZEITUNG

»Adébáyọ̀ erzählt die Geschichte eines Landes, das darum ringt zu verstehen, wie sich die Regeln für Paare in der heutigen Welt ändern (und ändern müssen). Absolute Pflichtlektüre!«

CORRIERE DELLA SERA

»Klug und gekonnt legt Adébáyọ̀ die Wahrheit Schicht für Schicht frei.«

THE TIMES

»Ayọ̀bámi Adébáyọ̀ fängt die bunte, uneinheitliche und widersprüchliche Kultur Nigerias sehr überzeugend ein.«

AFTONBLADET

»Auch wenn Sie denken, dass etwas glasklar ist, wird die Autorin Sie geschickt überraschen. Denn nichts ist so, wie es auf den ersten Blick scheint.«

MEDZI KNIHAMI

Kommilitonen, mit denen sie nach Nonsos katastrophaler Begegnung mit ihrer Mutter ausgegangen war. Nach Tifes Berechnungen hatte sie in ihrem vierten Studienjahr einen Mann pro Monat gedatet. Wuraola hatte sich nie die Mühe gemacht, Buch zu führen.
»Du hast daran gedacht? Ach, Kingsley, wie lieb von dir.«
Wuraola hatte die Party bei ihrer letzten Begegnung, die schon zwei Monate her sein musste, beiläufig erwähnt.
Kingsley zuckte die Achseln, als wäre es kein Problem, einen freien Samstag zu opfern. »Du siehst fantastisch aus.«
»Danke. Bist du gerade erst gekommen?«
»Nein, ich bin schon seit einer Stunde da oder so. Ich habe im Zelt deinen Namen gerufen, aber bei dem Lärm, na ja.«
»Hast du Grace und Tife schon gesehen? Nein? Sie werden sich total freuen, dass du hier bist.« Wuraola deutete auf das größere Zelt. »Komm, ich führ dich zu ihrem Tisch.«
Kingsley rührte sich nicht, sondern beäugte mit zusammengekniffenen Augen ihren Verlobungsring. Er nahm die Brille ab und setzte sie wieder auf.
»Ist das ein …?«
»Ja, aber erst seit gestern.«
»Wow, herzlichen Glückwunsch, Goldmädchen.« Er steckte die Hände in die Hosentaschen. »Aber keine Sorge, du hast bestimmt mehr als genug zu tun. Ich finde Grace und Tife schon selbst.«
Ehe Wuraola noch etwas sagen konnte, eilte er an ihr vorbei.
Sie sah sich um; da ihre Geschwister immer noch nicht aufgetaucht waren, schickte sie Kunle eine Nachricht. Es dauerte keine drei Minuten, bis er bei ihr war.
Sie gingen zusammen zum Haus, blieben zwischendurch stehen und begrüßten die Gäste, die auf den Rasen gekommen waren, um zu rauchen oder sich zu unterhalten.
»Bin ich ein Einzelkind, oder was? Ständig überlassen sie es mir, alles zu organisieren. Ich suche das Design aus, hole die Notizbücher von der Druckerei ab und soll jetzt ganz allein fünfhundert Stück tragen? Die beiden wissen doch, dass Yeye auf solche Dinge Wert legt, aber sie rühren keinen Finger, besonders Motara.«
Kunle räusperte sich. »Hast du Kingsley eingeladen? Ich glaube, ich habe ihn gesehen, als ich zu dir gestoßen bin.«

»Ja, aber ich hatte nicht erwartet, dass er kommt, weißt du. Er hat echt viel zu tun, und jetzt hat er seinen Samstag für diese Party geopfert. Aber du kennst ja Kingsley, *sha*, immer aufmerksam.«
Ein Mann in Grün hielt vor drei anderen Männern Hof, die im Halbkreis um ihn herumstanden. Er winkte Kunle zu, als sie vorbeigingen, doch Kunle wandte den Blick ab. Wuraola lächelte, deutete einen Knicks an, und der Mann grinste.
»War das nicht einer von diesen Politikern? Er ist ein Senator oder so, stimmt's?«
»Der ehrenwerte Fesojaiye. Er sitzt im Repräsentantenhaus.«
»Wieso hast du ihn ignoriert?«
Kunle zuckte die Schultern. »Mach dir darüber keine Gedanken.«
Natürlich stand Motara untätig in der Küche herum. Sie war von sechs Mädchen umringt, die kicherten, während sie eine Geschichte zum Besten gab. Wuraola kannte nur zwei von ihnen, Aunty Jumokes Zwillinge. Am liebsten hätte sie ihre kleine Schwester ignoriert und sich auf das konzentriert, wozu sie gekommen waren, doch ihre Blicke trafen sich, als sie die Treppe hinaufging, und sie winkte Motara zu sich.
»Hast du meine Nachricht nicht gekriegt?«, fragte Wuraola.
»Was?« Motara runzelte die Stirn. »Hallo, Kunle.«
Wuraola beugte sich über das Geländer. »Hast du meine Nachricht nicht gekriegt? Komm mit und hilf mir.« »Wie redest du denn bitte mit mir? Meine Freundinnen sind da, ich kann sie doch nicht einfach allein lassen.« Motara hob den Saum ihres Kleides und wackelte mit den nackten Zehen. »Außerdem kann ich meine Schuhe nicht finden.«
»Besorg deinen Freundinnen einen Tisch im Zelt, was machen sie hier drinnen?«
»Hast du nicht gehört? Ich habe meine Schuhe ausgezogen, nachdem wir mit Yeye ins Zelt getanzt sind, und ich kann sie nirgends finden.«
»Na und? Du machst dich kein bisschen nützlich, Motara. Komm schon, hilf mir, die Souvenirs rüberzubringen.«
»M-mh, wieso muss ich das machen? Kunle ist doch bei dir. Und du kannst immer noch einen der Kellner bitten, dir beim Tragen zu helfen. Meine Hände tun weh – ich kann jetzt nichts tragen. Alle hier stressen mich total,

BIN ICH EIN EINZELKIND, ODER WAS? STÄNDIG ÜBERLASSEN SIE ES MIR, ALLES ZU ORGANISIEREN.

Aunty Biola, alle, alle stressen nur rum. Und jetzt auch noch du. Bitte, ich muss mich erst ausruhen.«
Motara kehrte zu ihren Freundinnen zurück, ohne die Antwort ihrer großen Schwester abzuwarten.
Wuraola schüttelte den Kopf und ging weiter die Treppe hinauf; sie hatte keine Zeit, ihrer Schwester den Kopf zu waschen. Das würde sie später tun.
»Deine Eltern haben das Mädchen total verzogen«, sagte Kunle, als sie den Treppenabsatz erreichten. »Hast du gehört, wie sie mit mir gesprochen hat?«
»Sie hat doch gar nicht mit dir gesprochen.«
»Wieso verteidigst du sie? Zu dir war sie genauso unhöflich.«
»Ich sage nur, dass ich nicht verstehe, worauf du hinauswillst. Sie hat dich doch gar nicht angesprochen.«
»Sie hat über mich gesprochen. Ich mag es nicht, wenn sie einfach meinen Vornamen benutzt, als wären wir befreundet.«
»Tja, sie nennt unseren älteren Bruder auch nicht Brother Layi und mich nicht Aunty oder Sister. Das ist dir doch aufgefallen, oder?«
»Wieso stellst du dich auf ihre Seite?«
Sie standen vor Wuraolas Zimmer, doch die Tür war verschlossen. Noch so eine Sache, wenn man verlobt war. Kunle durfte jetzt außer dem Familienwohnzimmer noch andere Räume betreten, war dort sogar willkommen. Hatte Aunty Biola ihn nicht heute Morgen bei seiner Ankunft ermutigt, zu Motaras Zimmer zu

»Adébáyọ̀s Stil ist ein wahres Vergnügen: unmittelbar, unprätentiös und gespickt mit messerscharfen Dialogen.«
SUNDAY TIMES

»Die Autorin behandelt Themen, die alle kulturellen Unterschiede und nationalen Grenzen überwinden.«
HELSINGIN SANOMAT

»Adébáyọ̀ gelingt es, die Gedanken, Ängste und Gefühle ihrer Figuren mit bewundernswerter erzählerischer Leichtigkeit einzufangen.«
CUE MAGAZINE

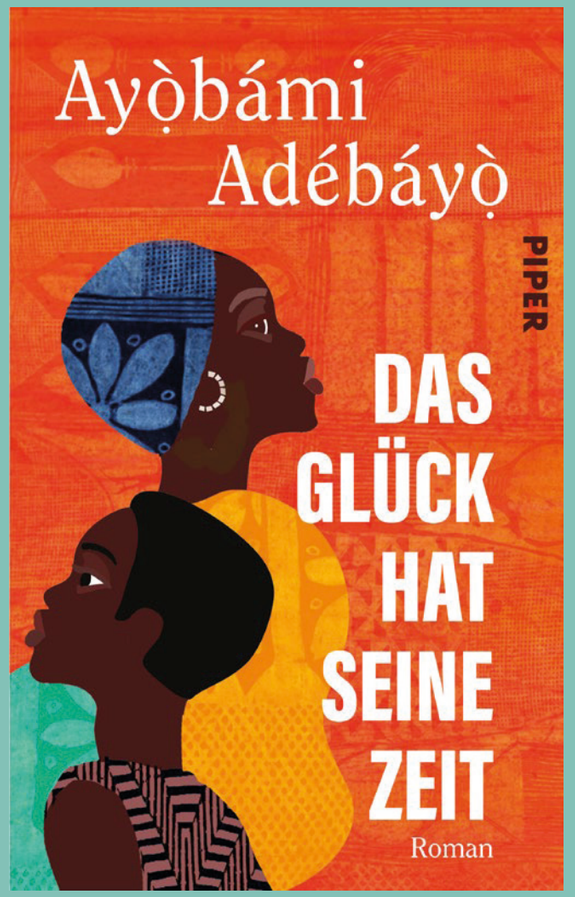
»Die dreißigjährige Nigerianerin ist eine hervorragende Geschichtenerzählerin und kann als eine der profiliertesten und talentiertesten jungen englischsprachigen Autorinnen unserer Zeit gelten.«
ČESKÁ TELEVIZE

WENN DU DR. KUNLE GENANNT WERDEN WILLST, HÄTTEST DU MEDIZIN STUDIEREN SOLLEN.

gehen und Wuraola zu begrüßen? Dieselbe Aunty Biola, die ihr gesagt hatte: »Einen Jungen darfst du nur unten empfangen, bis er dir einen Antrag macht. Was hat er in deinem Zimmer verloren?« Wuraola kramte in ihrer Handtasche nach dem Schlüssel, versuchte sich zu erinnern, ob eine der Tanten, die letzte Nacht in ihrem Zimmer geschlafen hatten, ihn sich auf der Party von ihr geborgt hatte.
Kunle funkelte sie an. »Wieso ergreifst du für Motara Partei?«
»Ich möchte nur, dass du die Hintergründe verstehst.«
»Sie nennt dich nicht einfach nur Wuraola.« Er runzelte die Stirn. »Sie nennt dich Dr. Wura.«
»Na ja, das bin ich ja auch.« Wuraola klappte die Handtasche zu. »Wenn du Dr. Kunle genannt werden willst, hättest du Medizin studieren sollen.«
Er gab ihr eine Ohrfeige mit der flachen Hand, wobei sein Zeigefinger ihr ins Auge stach. Schlug dann noch einmal mit dem Handrücken zu, bevor er den Arm sinken ließ.
Wuraola taumelte zurück. Er stand mit verschränkten Armen da, die Lippen zu einer wütenden Linie zusammengepresst, und schaute zu, wie sie sich einen Finger gegen das Auge drückte, das er getroffen hatte. Das Auge, das sie nicht öffnen konnte, weil es zu wehtat.
Zuerst dachte Wuraola, sie wäre diejenige, die schrie, doch als sie wieder beide Augen öffnen konnte, sah sie, dass es Motara war, die am Ende des Flurs stand und sich das Kinn hielt, als müsste sie verhindern, dass ihr Unterkiefer herunterfiel.

ERSCHEINT AM:

29-06-23



496
SEITEN

26,00 €|D
26,80 €|A

AYỌ̀BÁMI ADÉBÁYỌ̀

DAS GLÜCK HAT SEINE ZEIT
Aus dem Englischen von Simone Jakob
Hardcover mit Schutzumschlag
ISBN 978-3-492-07146-8

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an:
sales_reader@piper.de (BuchhändlerInnen)
press_reader@piper.de (Presse)

TOXIC MAN

FRÉDÉRIC SCHWILDEN

FRÉDÉRIC SCHWILDEN IM GESPRÄCH MIT MATZE HIELSCHER (GRÜNDER DER DIGITALAGENTUR »MIT VERGNÜGEN« UND GASTGEBER DES PODCASTS »HOTEL MATZE«)

In seinem Debütroman »Toxic Man« erzählt Frédéric Schwilden von einem, der auszog, ein Mann zu sein. Es ist die überwältigende Geschichte eines jungen Mannes, der sich selbst erfindet, präsentiert und fast vernichtet, der bewundert und geliebt werden will.

Deine Romanfigur fragt als Fotograf sein Gegenüber vor jedem Shooting »Wer bist du?« So möchte ich auch beginnen: Wer bist du?
Ich will immer weiter sein, als ich schon bin. Als ich noch nicht geschrieben habe, wollte ich schreiben. Als mich noch keiner gesehen hat, wollte ich gesehen werden. Oft bin ich Zuschauer. Ich versuche, alles zu sehen, will alles verstehen. Und fühl mich dabei manchmal groß, aber meistens unendlich klein. Wenn ich mich ins Verhältnis zu Zeit und Raum setze, wird mir bewusst, dass ich egal bin.

Warum gibt es diesen Roman?
Es gibt diesen Roman, weil ich möchte, dass er gelesen wird. Ich möchte, dass Menschen über dieses Buch sprechen und nachdenken. Ich glaube, dass jeder von uns eine Geschichte in sich trägt, die es wert ist, besprochen und überdacht zu werden. Wenn wir uns diese Geschichten erzählen und zuhören und über sie sprechen, glaube ich, wird die Welt ein bisschen besser. Wobei das nicht mein Ziel ist. Ich bin kein Weltverbesserer.

»Toxic Man« erzählt immer wieder von einem privilegierten Leben, das von außen betrachtet akademisch und wohlhabend aussieht, hinter verschlossenen Türen jedoch in den Abgrund führt. Ist es ein Irrtum anzunehmen, dass ein privilegiertes Leben bedeutet, ein besseres Leben zu führen?
Jeder Mensch, der in Deutschland lebt, ist privilegiert, gemessen am weltweiten Durchschnitt. Ein Arbeitsloser aus Wuppertal ist privilegiert im Verhältnis zu einem südafrikanischen Minenarbeiter, eine Obdachlose, die in Berlin lebt, ist privilegiert gegenüber einem nordkoreanischen Bauern. Das ist so eine Mode-Diskussion, wo sich Wohlstandskinder einreden, es schlecht gehabt zu haben. Und gleichzeitig ist es ein Irrtum, zu glauben, wenn man aus einem Professorenhaushalt kommt, dass man ein besseres Leben hat. Ich hab die Handwerkerkinder in Franken beneidet. Die hatten die cooleren Fahrräder und die netteren Väter. Ich hab mich für die Bildung meiner Eltern auf eine Art geschämt. Das war alles so weit weg von der Realität. Ich bin mit der Idee aufgewachsen, dass Menschen, die keinen Doktortitel haben, dumm sind. Eine Freundin von mir ist Psychologin, und mit der habe ich oft darüber gesprochen und deswegen kommt das auch in meinem Buch vor. Natürlich ist Leid relativ, aber es wird absolut empfunden. Und weil Empfinden nur vom Ich abhängt, ist es immer wahr. Insofern kann man alles haben und trotzdem unendlich unglücklich sein. Avicii, ein erfolgreicher DJ, hat sich 2018 in einer Residenz der Königsfamilie im Oman umgebracht. Es wäre zynisch, zu sagen, er hätte ein besseres Leben geführt als Leute, die weniger Geld oder Ruhm hatten.

Der Toxic Man ist ein gescheiterter Superheld. Ein Mensch, dessen Superkraft darin besteht, Gift zu sein. Was hat ihn vergiftet?
Eine Mischung aus Herkunft, Aufwachsen, Zeit und Sehnsucht. Das ist ja im Buch der Vater des Erzählers. Wobei jeder Mann es eigentlich irgendwie ist. Jeder Mensch, unabhängig vom Geschlecht, hat das Potenzial, Gift zu sein. Auf das Buch bezogen: Der Erzähler ist Fotograf. Sein Vater stirbt. Er macht ein Foto seines toten Vaters im Krankenhaus und das Bild wird das Titelbild seiner ersten großen Museumsausstellung,

BEI SO VIEL EHRGEIZ, BEI SO VIEL FLEISS, MUSS WAS IN EINEM KAPUTT SEIN.

die er »Toxic Man« nennt. Dieser Vater hat selber schon einen Vater gehabt, der depressiv und Alkoholiker war. Dieser Vater ist ein Nachkriegskind, er hat es zu zwei Doktortiteln und einer Professur geschafft. Da muss ja was auf der Strecke bleiben, bei so einem Leben. Bei so viel Ehrgeiz, bei so viel Fleiß muss was in einem kaputt sein. Und wenn man dazu noch säuft und diesen Fleiß und den Ehrgeiz von seinen Kindern erwartet, dann ist das halt Gift.
Woran erkennt der Superheld, dass er gescheitert ist?
Die größten Probleme von Superhelden sind Naivität und Ignoranz. Alle Superhelden sind erst mal Straftäter. Sie begehen Selbstjustiz. Sie wissen, dass das, was sie machen, nicht erlaubt ist, halten sich und ihre Motive aber für so wichtig, dass sie glauben, das rechtfertigt, Gesetze zu ignorieren. Menschen, die so handeln, sind immer gescheitert und wissen es nicht. Egal, ob sie fürs Klima, ein deutscheres Deutschland oder den Islamischen Staat kämpfen. Das sind Arschlöcher, die sich als Romantiker tarnen.

Mit welchem Bild von Männlichkeit bist du aufgewachsen?
Ich weiß gar nicht, ob es ein festes Bild von Männlichkeit gegeben hat. Ich hab meinen Vater gar nicht dezidiert geschlechtlich wahrgenommen. Er war ein brillanter Wissenschaftler und zu Hause ein Choleriker, der seine eigene Verletzlichkeit überschrien hat. Aber ist das männlich? Und früher hat er geraucht und in Griechenland einen Bundeswehrparka getragen. Er hat viel getrunken. Aber das haben viele Frauen, die ich in meinem Leben getroffen habe, auch. Vielleicht anders. Ich glaube, die Männer in meiner Familie haben alle einen Knacks. Die sind verletzt, die sind teilweise richtig kaputt gewesen. Wir hatten alles, Krebs, Alkoholismus, Depression, Übergewicht, schlechte Haut. Das ist vielleicht das, wovor ich am meisten Angst habe. Dass das alles bei mir zusammenkommt. Depression hatte ich schon. Übergewichtig bin ich zumindest laut Body-Mass-Index. Aber die Haut wird besser, seit ich weniger trinke.

War dein Vater ein guter Vater?
Mein Vater hat mich nicht als die Person akzeptiert, die ich war. Das war schmerzhaft. Aber kann man überhaupt ein guter Vater sein? Das ist doch genauso kitschig wie der Wunsch nach einer Märchenhochzeit mit Disneykutsche. Ich glaube, beim Eltern- und beim Vater-Sein geht es darum, so wenig wie möglich kaputt zu machen. Wirklich gut kann man das nie machen. Einen Schaden hat jeder durch sein Aufwachsen.

Du schreibst: »Mit jedem Stück Vergangenheit, das verschwindet, denke ich, komme ich dem Ich, das ich sein will, näher.« Inwiefern ist dein Erinnern ein Abarbeiten an deiner eigenen Geschichte, damit du selbst frei sein kannst?
Das Buch ist ein Roman, kein Sachbuch, keine Biografie. Alles darin ist per Definition eine Fiktion. Aber ich glaube, dass viele Fiktionen der Wahrheit am nächsten kommen. Autor zu sein heißt immer, sich an sich selbst abarbeiten. Ich kann ja nur aufschreiben, was in mir drin ist. Versuchen das festzuhalten, was mir durch die Hände rutscht. Natürlich ist dieses Buch meine Geschichte. Ich hab sie mir ausgedacht und aufgeschrieben. Und natürlich ist das mein Bewusstsein, aber es ist nicht meine erlebte Realität. Dieses Buch zu schreiben, hat mich nicht befreit. Es hat mich aber von Gefühlen befreit. Ich habe beim Schreiben Mitgefühl für die Menschen, über die ich schreibe, entwickelt, das ich vorher nicht oder weniger hatte. Ich habe vielen Menschen verziehen und mir vorgenommen, selbst um Verzeihung zu bitten.

Kann Kunst uns befreien? Wenn ja, wie muss Kunst sein, damit sie das kann?
Wenn Kunst etwas soll, ist es keine Kunst mehr. Kunst ist Kunst. Kein Lebensratgeber, kein Coach, kein 12-Punkte-Plan. Mir haben viel mehr Künstler geholfen als ihre Kunst. Weil ich gesehen habe, was Menschen aus sich selbst heraus schaffen können. Ich bewundere Künstler. Sie sind für mich im wirklichen Sinne göttlich. Sie sind Schöpfer, die aus dem Nichts Welten schaffen können. Abgründe. Schönheit. Grausamkeiten. Formen. Vor allen Dingen muss man sich selbst befreien. Das kann einem niemand abnehmen. Mir haben Drogen geholfen. Was jetzt auch wieder krasser klingt, als es ist. Weil alle Dinge, die ich, seit ich sechzehn war, konsumiert habe, auch nichts anderes tun als sämtliche Psychopharmaka, die man psychisch Kranken verschreibt. Die meisten illegalen Drogen wirken genauso auf den Serotonin- und den Dopamin-Haushalt im Gehirn wie die legal von Psychiatern verschriebenen. Mir haben illegale Drogen geholfen, weniger Angst zu haben, mich nicht mehr zu schämen, wer ich bin. Wobei das natürlich auch nur Abkürzungen waren. Ich glaube, Therapie und Sport und sowas alles ist besser. Drogen sind teuer und man wird auch ziemlich ekelig, wenn man auf der Toilette eines Klubs aufwacht, weil jemand gegen die Tür schlägt, weil die Person denkt, man sei tot.

„GENAUSO WIE DAS GUTE DAS BÖSE BRAUCHT, BRAUCHT SCHÖNHEIT HÄSSLICHKEIT, UM ZU EXISTIEREN, UM WAHRNEHMBAR ZU SEIN.“

Dein Buch schont weder den Erzähler noch die Menschen, über die er berichtet. Es geht um wiederkehrende Panikattacken, elterliche Grausamkeiten, Kokainmissbrauch und Vergewaltigung und dennoch ist es dein Ziel, ein Werk zu schaffen, das Schönheit enthält. Wie geht das zusammen?
Genauso wie das Gute das Böse braucht, braucht Schönheit Hässlichkeit, um zu existieren, um wahrnehmbar zu sein. Und ich finde sehr viele Dinge, die der Durchschnitt als hässlich empfindet, sehr schön. Der amerikanische Künstler Joel Peter Witkin hat mit Leichenteilen unglaublich poetische und zärtliche Fotografien gemacht. Otto Dix hat die Kriegsversehrten des 1. Weltkriegs in seinem Bild »Die Skatspieler« gemalt. Es sind Fabelwesen. Durch Terror und Leid entstandene Wolpertinger. Die Kaputten, die Kranken, die Geschändeten konfrontieren uns Wohlstandskinder mit existenziellen Gefühlen. Ich finde Hässlichkeit immer erstmal interessanter als Schönheit. Diese ganzen klassischen Schönheitsideale interessieren mich nicht. Menschen, die der Durchschnitt als schön empfindet, sind für mich leblos. Wahre Schönheit entsteht für mich durch Fehler, durch Risse, durch Wunden, durch Narben.

In deiner Erzählung tauchen Erlebnisse mit Billie Eilish, Jens Spahn, Malakoff Kowalski auf. Musst du sie um Erlaubnis bitten?
Wer um Erlaubnis bittet, kann kein Künstler sein.

Joachim Meyerhoff sagte einmal: »Erinnern heißt erfinden.« Hast du beim Schreiben einen Unterschied zwischen dem, was wahr ist und dem, was erfunden ist, bemerkt? (Wenn ja, welchen?)
Ich traue meinen Erinnerungen nicht. Ich weiß, dass auch ich mir meine eigene Vergangenheit und Geschichte zurechtlüge, um klarzukommen. Ich glaube, ich habe irgendwo gelesen, dass mehr als 70 Prozent von Falschverurteilungen durch amerikanische Gerichte auf falschen Zeugenaussagen beruhen. Nicht auf Lügen, sondern auf falschen Aussagen, von Menschen, die wirklich daran glauben, es so erlebt zu haben. Descartes hat gesagt: »Die Außenwelt könnte ein bloßer Traum sein.« Schopenhauer fand: »Die Welt ist meine Vorstellung.« Ich halte den Wahrheitsfetisch unserer Zeit für absurd. Es gibt hunderte Wahrheiten und keine muss stimmen. Fake News können wahr und faktengecheckte Informationen falsch sein. Und ich denke, wenn ich etwas erfinde, wird es auf eine Art auch wahr. Es wird zumindest eine Wahrheit. Ich belüge mich selbst, glaube es, weiß aber, dass es falsch sein kann.

In deiner Arbeit interessieren dich Widersprüche. Welche eigenen Widersprüche haben sich dir beim Schreiben offengelegt?
Das ist jetzt so altklug, aber ich bin mir meiner Widersprüche schon recht lange bewusst. Zumindest theoretisch. Vielleicht ist das meine wirkliche Stärke: Widersprüche in Menschen auszuhalten. Andererseits fällt mir das in der Praxis auch viel schwerer, als es hier so hingesagt klingt. Was hat sich bei mir offengelegt? Ich weiß es echt nicht. Ich habe geweint beim Schreiben, irgendwas muss da ja gewesen sein.

Vor welchen deiner Eigenschaften hast du Angst?
Ich hab keine Angst vor meinen Eigenschaften. Ich kenn' sie und weiß, wo es ungesund wird. Gier nach Aufmerksamkeit, nach Erfolg, ist nur bis zu einem gewissen Grad gut. Absolute Eso-Banalität: weniger wollen, mehr sein.

Es ist dein erster Roman: Welche Hoffnung und welche Ängste hast du für den Roman?
Die Hoffnung ist, dass er gelesen wird. Gerne auch verrissen. Find ich super. Es gibt in der Kunst kein größeres Kompliment als Ablehnung. Das Schlimmste für mich wäre, wenn dieses Buch egal ist.

Welchen Anzug hast du beim Schreiben getragen?
Meine bequemen Anzüge, in denen ich, wenn ich das Jackett ablege, auch einen Mittagsschlaf auf dem Sofa mache. Ich hab aber grundsätzlich aufgehört, unbequeme Anzüge zu tragen. Zu eng ist immer falsch. Schwitzender Stoff sowieso. Wolle, Seide oder Leinen sind richtig. Der Rest ist Mist. Niemand sollte wie Heiko Maas angezogen sein müssen. Slim-Fit ist der größte Irrtum der Post-Moderne. Sieht immer scheiße aus.

„ICH HAB KEINE ANGST VOR MEINEN EIGENSCHAFTEN. ICH KENN' SIE UND WEISS, WO ES UNGESUND WIRD.“

ERSCHEINT AM:

23-02-23

256
SEITEN

22,00 €|D
22,70 €|A

FRÉDÉRIC SCHWILDEN

DIE ERFINDUNG VON GUT UND BÖSE
Roman
Hardcover mit Schutzumschlag
ISBN 978-3-492-07191-8

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an:
sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen)
press_reader@piper.de
(Presse)

MORAL

DIE ERFINDUNG VON GUT UND BÖSE

Moderne Gesellschaften sind Krisengesellschaften: Universelle Werte sind erodiert, eine allgemeingültige Moral scheint für immer der Vergangenheit anzugehören. Doch der Schein trügt: Tatsächlich gibt es universelle Werte, die alle Menschen miteinander teilen. Hanno Sauer erzählt die Geschichte unserer Moral von der Evolution menschlicher Kooperationsfähigkeit vor 5 Millionen Jahren über die Entwicklung des Strafens, die Entstehung sozialer Ungleichheit und die kulturelle Evolution der Moderne bis zu den jüngsten Krisen moralischer Polarisierung. Und er beschreibt, welche Prozesse die moralische Grammatik formten, die unsere Gegenwart prägt. Wer verstehen will, wie unsere Moral unsere Identität bestimmt, muss ihre Geschichte verstehen.

HANNO SAUER

INTERVIEW

Herr Sauer, können Sie uns in drei Sätzen sagen, worum es in Ihrem Buch geht?
Mein Buch erzählt davon, was uns allen am wichtigsten ist: von unseren Werten, unseren Normen, davon, wer wir sind und woher wir kommen. In sieben Kapiteln – beginnend vor 5 Millionen Jahren, dann vor 500 000 Jahren, 50 000, 5000, 500, 50 und 5 Jahren – beschreibt es aus einer philosophischen Perspektive, aber mit wissenschaftlichen Daten, die zentralen moralischen Transformationen, die wir im Lauf unserer Geschichte durchgemacht haben, von der Evolution der Kooperation über die Entwicklung des Strafens bis hin zur Entstehung der Ungleichheit. Am Ende geht es darum, eine Zeitdiagnose zu liefern, die uns dabei hilft, die moralische Situation der Gegenwart zu verstehen.

Wie sind Sie auf das Thema Ihres Buches gekommen, gab es einen konkreten Anlass?
Wir haben in den letzten Jahren eine Überhitzung des gesellschaftlichen Diskurses erlebt. Fragen der Identität, der sozialen Ungleichheit, der Kultur, Herkunft und Zugehörigkeit sind neu gestellt worden. Ich will zeigen, wie es dazu kam und wie wir in Zukunft miteinander leben. Um jene Probleme lösen zu können, muss man ihren Ursprung verstehen. Wir erleben gerade auch nur einen Moment der Menschheit. Und um diesen Moment zu begreifen, muss man seine Geschichte kennen.

Wir erleben gerade, wie sich die Demokratie immer schwerer tut, während brutale Gewalt auf dem Vormarsch ist. Kann man da noch an Moral glauben?
Wir können gar nicht anders, denn wir sind durch und durch moralische Wesen. Und unsere Moral hat ja immer auch eine dunkle Seite: Die Entstehung der Kooperation ließ uns einander helfen, aber sie ließ uns die Welt auch in Wir und Die aufteilen; das Leben in immer größeren Gruppen machte uns einerseits zu friedlichen Wesen, die andererseits mit unglaublicher Grausamkeit strafen können; die Entwicklung sozialer Ungleichheit brachte neuen Reichtum, aber auch Sklaverei und Unterdrückung. Die Veränderungen, die wir aktuell beobachten, von Krieg über Autoritarismus bis hin zu sozialer Polarisierung, sind selbst alle moralisch motiviert. Welche Werte und Normen sollen für uns gelten? Es gibt gerade kein wichtigeres gesellschaftliches und politisches Thema.

Kann Philosophie glücklich machen?
Unglücklich machen kann sie jedenfalls. Heinrich von Kleist ist mehr oder weniger durch die Lektüre von Kants Kritik der reinen Vernunft depressiv geworden. Der Kopf von Rodins Denker ist geistesabwesend auf die eigene Hand gestützt. Eigentlich sind Philosophen doch eher grüblerische, lebensuntaugliche, missmutige, eremitische Menschen. Die Frage ist, ob es sich dabei um einen Behandlungs- oder einen Selektionseffekt handelt. Werden Menschen durch Philosophie ängstlich und betrübt? Oder sind es die Ängstlich-Betrübten, die sich zur Philosophie hingezogen fühlen?

Erstaunlicherweise finden philosophische Themen immer wieder ein breites Publikum in vielen Medien. Wie erklären Sie sich das?
Das hat mehrere Gründe. Einerseits beschäftigt sich die Philosophie, anders vielleicht als speziellere Fächer wie die Skandinavistik oder die Molekularbiologie, mit Fragen, die fast jeden betreffen und alle interessieren. Und die zynischere Antwort? Philosophie wurde irgendwann zum Statussymbol, und wenn man dazugehören will, muss man nicht nur wissen, wie man ein Weinglas hält und sich im Museum benimmt, sondern auch eine Ahnung haben, was *cogito ergo sum* bedeutet oder wie der kategorische Imperativ lautet. Das Fach Philosophie hat den Ruf, besonders nutzlos zu sein, sodass ein Interesse an Philosophie sich besonders dazu eignet zu signalisieren, dass man es sich leisten kann, sich mit nutzlosen Dingen zu beschäftigen. Die einen haben einen Diamanten am Finger, die anderen können heideggern.

Finden Sie, dass sich jede und jeder für Philosophie interessieren sollte – und wenn ja, warum?
Nicht unbedingt. Sollte es mehr Philosophie geben? Ich bin da sehr skeptisch, denn die meiste Philosophie, die produziert wird, ist ja schlechte Philosophie; vieles davon überschreitet sogar die Grenze zu Bullshit, Unfug oder Scharlatanerie. Natürlich sollte es mehr gute Philosophie geben – aber wie will man das garantieren? Die Philosophie beschäftigt sich ja immer mit Fragen, auf die es noch keine klaren Antworten gibt und für deren Beantwortung es noch nicht einmal klare Methoden gibt. Deswegen ist sie auch immer ein Nährboden für unseriöse Dampfplauderer und intellektuelle Hochstapler. Aber natürlich kann ein gewisses Interesse an Philosophie auch heilsam wirken, weil es Gewissheiten destabilisiert. Und vor allem den Skrupellosesten würde etwas mehr Zweifel oft guttun.

Verfolgen Sie mit Ihrem Buch ein bestimmtes Anliegen? Was liegt Ihnen besonders am Herzen?
Ich wollte ein Buch schreiben, das philosophische Begriffe und Theorien mit Leben füllt: mit Orten, Bildern, Ereignissen und Personen. Mit 16 wollte ich Romane schreiben; aber dann ist mir aufgefallen, dass ich (noch) nichts zu erzählen hatte, und habe erst mal Literatur und Philosophie studiert. Ich bin dann akademischer Philosoph geworden, aber der Wunsch, eine Geschichte zu erzählen, ist geblieben. Außerdem ist die Universitätsphilosophie sprachlich ja eher nüchtern, unindividuell-salopp, fast anämisch.

DAS FACH PHILOSOPHIE HAT DEN RUF, BESONDERS NUTZLOS ZU SEIN…

Ich wollte ein Buch schreiben, das einen »literarischeren« Ton anschlägt, mit Formen experimentiert, Leitmotive und Anspielungen einbaut, Zweideutigkeiten und Parodien nicht scheut – ein Buch, das gut geschrieben ist und sich gut liest.

Ihr Buch spannt einen unglaublich großen Bogen – es beginnt vor 5 Millionen Jahren und geht bis heute. Was hat Sie daran gereizt?
Es ging irgendwie nicht anders: Das, was ich sagen wollte, ließ sich am besten so sagen. Die Geschichte, die man zu erzählen versucht, hat ja irgendwie einen eigenen Willen. Am Anfang habe ich gedacht, dass sich das schnell erledigen lässt – auf 200 Seiten vielleicht, die sich in einem Jährchen leicht schreiben lassen. Die Philosophie geht ja meist ins Detail, in die Tiefe; aber ich habe gemerkt, dass ich einmal ausprobieren wollte, was passiert, wenn man in die Breite geht und einmal ganz tief Luft holt. Am Ende ist es ein dickes Buch geworden, für das ich mir ganz neue Gebiete erschließen und neue Disziplinen recherchieren musste.

LESEPROBE

Der Mondgott

Kommt und seht! Beeilt euch, legt euer Tagwerk nieder, macht euch auf den Weg, sonst habt ihr es verpasst! Denn heute kommt er zum Ziqqurat des Nanna, der Namenlose, der alle Namen trägt, der Gewaltige, Niedagewesene, der mit dem langen Bart, der Strahlende. Und verdanken wir ihm nicht alles? Hier gibt es Datteln und Nüsse, saftige Schlangen und frisches Brot, Oliven, Honig, bunte Fische, Ziegenfleisch und scharfe Suppen. Duftende Schwaden purpurnen Rauchs verraten seine Ankunft, der Weg seines Zuges ist gesäumt mit stattlichen Trommlern, Hörner klingen aus der Ferne, vom Palast her, damit niemand vergesse, sich in den Staub zu werfen, wenn Ur-Nammu kommt, um im hohen Haus mit dem Mondgott zu träumen.
Von überall her sind sie gereist: aus Larsa, wo man die Türen zweimal abschließt; aus Nippur, wo der Falke wohnt; sogar aus Eschnunna, wo – so sagt man – das Feuer nie ausgeht. Hier warnen Fremde in unerhörten Lauten vor dem Ende der Zeit, wahnsinnig gewordene Frauen mit ihren leblosen Kindern im Arm bitten die kleineren Götter um Trost, Ausgestoßene in Lumpen verhüllen ihre Pocken, hier gibt es Mädchen mit schwarzen Augen, die in den Gassen warten, Zauberer, die reiche Männer um ihre Langeweile und ein paar Schekel erleichtern, hier gibt es bitteren Trank, der müde macht und doch wach, und der Wind ist so heiß, dass man den Brunnen austrinken möchte. Dort liegt er, unter dem heiligen Dach, der große rote Stein, der uns sagt, was dem Gott gefällt. Nur wenige können seinen Anblick ertragen, und noch weniger haben ihn je gesehen, aber er ist da, das weiß jeder, das wissen wir alle. Und heute ist wieder der Tag, an dem der Große Mann ihn um Rat fragt, auf dass es gerecht zugehe in den Mauern von Ur. Vom Königshaus kommt er her, das wir Echursanga nennen, und der lange Zug kündigt ihn an. Diener geleiten die Rinder, die von rasselnden Ketten bedeckt sind. Entmannte tragen die Sänften, in denen die Weiber ruhen, die nur ihm gehören. Die weisen Priester und Berater reiten auf Böcken hinterher; Šulgi, der Süße, das Licht unserer Zukunft, sitzt hoch über allen auf dem Rüsseltier, dessen Hals die große Glocke trägt.
Aber ach, schwer haben wir es doch oft in unserem Leben. Danken müssen wir der Tiamat, aus deren Augen einst der Buranun und der Idigina entsprangen, die unsere Erde nähren, und danken müssen wir auch dem Meskalamdug, dem Größten der Großen, der schon so lange unter uns liegt und der uns die Dämme gab. Still, dann könnt ihr sie flüstern hören, die Frauen und Männer und die traurigen Kinder in der Tiefe, die mit ihm hingelegt wurden, so lange bevor ihre Zeit gekommen war.
Und doch: Nichts wären wir ohne den roten Stein der Gesetze. Er sagt uns, wie es zugehen muss auf der Welt, wo Ruhm liegt und wo Frevel, und wer die bösen Männer sind. Erschlag' ich den, der meine Frau sich nimmt? Der von meinem Bruder stiehlt? Darf der seine Scholle behalten, der sie verderben lässt? Was schulde ich dem, der mich heilt? Und wem gehört das Wasser?
Er ist da. Endlich ist er da. Viele Stufen sind es zum verbotenen Ort, und lange braucht selbst der Kaum-Sterbliche, um die Treppe zu bezwingen. Jetzt tritt er ein. Das neue Jahr beginnt! Möge es uns so reich beschenken wie das letzte, und – wenn Nanna es will – noch reicher sogar!

Goldene Zeitalter

Fast jede Kultur kennt die Idee eines goldenen Zeitalters. Wer von einem goldenen, meist lange vergangenen Zeitalter spricht, versteht seine Gegenwart gleichzeitig als eine Epoche des Verfalls: als einen zwar beklagenswerten, aber überwindbaren Zwischenzustand, in dem der Mensch seine einstige Lebensform der edlen Einfalt und stillen Größe vorübergehend eingebüßt hat. Früher, so heißt es, lebten wir versöhnt mit der Natur, die wir inzwischen ausbeuten und schänden; wo jetzt Zwietracht, Misstrauen und Wettbewerb zwischen den Menschen herrschen, war unser Zusammensein von Harmonie und Anstand und Tugend geprägt; heute ächzen wir unter dem Joch harter Arbeit, damals schöpften wir das wenige, was wir benötigten, aus dem üppigen Füllhorn der Erde.
Das Schlimme an goldenen Zeitaltern ist, wie flüchtig sie sind. Sie entziehen sich unserem Zugriff, und unabhängig davon, wie weit man zurückgeht, liegt für jede Generation jener Zustand von Einheit und Glückseligkeit doch wieder in der Vergangenheit. Fast so, als hätte es ihn nie wirklich gegeben!
Der jüdisch-christliche Mythos vom Garten Eden, die griechisch-römische Vorstellung von Arcadia, das nordische Gullaldr, die Traumzeit der australischen Aborigines oder das indische Satya yuga greifen keine historisch identifizierbaren Epochen heraus, sondern drücken eine kulturübergreifende Sehnsucht nach einer unbestimmten Vergangenheit der Sorglosigkeit aus. Auch die Rückkehr ins gelobte Land, dort, wo Milch und Honig fließen und sich die Wölfe Gute Nacht sagen, muss immer wieder vertagt werden. Thomas Morus lag deshalb durchaus richtig damit, seine Beschreibung einer idealen Gesellschaft der Zukunft auf eine »neue Insel« zu verlegen, die er Utopia nannte – also »Nicht-Ort«, Nirgendwo. Das Versprechen, Not, Tod und Drangsal einmal wieder ganz hinter uns lassen zu können, ließ sich bisher nicht einlösen.
Vor ungefähr 5000 Jahren entstanden die ersten Zivilisationen, und mit ihnen die ersten Städte, die sich wiederum zu Imperien verbanden. Etwa zur selben Zeit etablierten sich die immer gleichen technologischen Entwicklungen und sozialen Evolutionsprozesse: Die Menschen begannen mit systematischer Agrikultur; sie fingen an, Erde zu tönernen Gefäßen zu brennen; lernten, Dämme zu bauen und mit umgeleiteten Flüssen ihre Felder zu wässern.

DAS VERSPRECHEN, NOT, TOD UND DRANGSAL EINMAL WIEDER GANZ HINTER UNS LASSEN ZU KÖNNEN, LIESS SICH BISHER NICHT EINLÖSEN.

ES IST RÄTSELHAFT, WIESO WIR UNSER GOLDENES ZEITALTER DER GLEICHHEIT JEMALS VERLASSEN HABEN.

Nach und nach bildeten sich neue Formen der Arbeitsteilung, an deren Ende spezialisierte Handwerker und Kaufleute standen.
Die Wirtschaft entwickelte sich, und es gelang zum ersten Mal, einen Überschuss zu erwirtschaften. Eine herrschende Klasse entstand, die die eigene Autorität mit imposanten Monumentalbauten zu zementieren versuchte. Gleichzeitig erblühten neue Kulturtechniken des Schreibens, Rechnens und Planens. Auch Handelsnetze begannen zu gedeihen, die über den dörflichen Markt hinausgingen und von komplexen logistischen Prozessen abhingen. Schließlich kamen auch die Künste zu ihrem Recht, als der Bedarf nach den Fertigkeiten von Malern, Bildhauern oder Mosaiklegern stieg. In der Archäologie des 20. Jahrhunderts sind diese Entwicklungen, die eine unsichtbare Kraft überall auf dem Globus simultan voranzutreiben scheint, nach Vere Gordin Childe als »Childe's Kriterien« bekannt.
Im »fruchtbaren Haldbmond« Mesopotamiens zwischen den Flüssen Euphrat und Tigris erblühte die sumerische Kultur, deren Metropolen Uruk, Lagasch, Kisch und schließlich Babylon von den Dynastien der Ur und der Könige Sargon und Gilgamesch beherrscht wurden. In Mehrghar und Harappa im heutigen Pakistan und Indien enstand parallel die Kultur des Indus-Tals; in Zhong-Guo, dem Reich der Mitte im heutigen China verkündeten irgendwann die Kaiser der Xia ihre Macht. Wenig später betreten in Mittelamerika die Olmeken die Bühne der Geschichte, die älteste Zivilisation am heutigen Golf von Mexiko, von denen wir wenig wissen und die wir hauptsächlich durch die riesigen behelmten Kolossalköpfe kennen, die sie aus Basaltfelsen herstellten, um ihrer verstorbenen Herrscher zu gedenken.
An allen diesen Orten finden sich Spuren der Töpferkunst, der Architektur und des Städtebaus, der Herstellung von Preziosen und Schmuck, der Kultivierung von Pflanzen, der landwirtschaftlichen Nutzung von Tieren und der rituellen Anerkennung eines staatlichen Herrschaftsapparats, so als folgte die Menscheit einem globalen Rhythmus. Dieser Rhythmus produzierte die ersten Hochkulturen; gleichzeitig brachte er Herrschaft und nie da gewesene soziale Ungleichheit.

Inter Pares

Es ist rätselhaft, wieso wir unser goldenes Zeitalter der Gleichheit jemals verlassen haben. Was führte zur Entdeckung der Ungleichheit vor 5000 Jahren?
Die Annahme, dass ursprüngliche Gesellschaften von krasser Ungleichheit geprägt sein müssten, ist zwar falsch, scheint aber unmittelbar einzuleuchten. Unter fortgeschrittenen Bedingungen, so könnte man meinen, ließen sich naturwüchsige Unterschiede zwischen Personen und sozialen Gruppen womöglich dadurch kompensieren, dass der eine zwar nicht schön, schlau oder stark, aber wenigstens doch reich ist; der nächste arm, aber dafür schön und schlau. In entwickelten Gesellschaften gibt es alle möglichen Fähigkeiten, Talente oder Eigenschaften, mit denen man sich auszeichnen kann. Da niemand, oder doch nur die wenigsten, über alle diese Eigenschaften verfügen, sollte doch eigentlich jeder aufgrund seiner individuellen Stärken einen Platz innerhalb der Gruppe finden können. Solange aber die soziale Position eines Menschen von wenig anderem als dessen naturgegebenen Qualitäten abhängt, scheint das stärkste oder skrupelloseste Mitglied einer Gruppe alle anderen dominieren zu können. Der menschliche Naturzustand wäre immer schon ein Zustand der Ungleichheit gewesen.
Bei unseren nächsten Verwandten verhält es sich genauso: Schimpansen und andere Menschenaffen sind streng hierarchisch organisiert. Das gesamte Gruppenleben wird von einem Alpha-Männchen geprägt, das über das Machtgefüge entscheidet, die Ressourcenverteilung überwacht und den Zugang zu Sex und Reproduktion monopolisiert. Seine diktatorische Verfügungsgewalt endet erst mit seinem Tod oder untrüglichen Zeichen körperlicher Schwäche.
Auch diejenigen menschlichen Gesellschaften, die nennenswerte historische Spuren hinterlassen haben, waren immer extrem ungleich strukturiert. Schriftliche Aufzeichnungen oder andere symbolische Hinterlassenschaften dokumentieren die Insignien unerhörten Reichtums und sozialer Pfründe. Vor allem Grabstätten verraten uns, dass die Reise ins Jenseits für eine kleine Zahl unserer reichen Vorfahren oft in bizarrem Überfluss mit Juwelen, Opfertieren oder rituellen Gegenständen ausgestattet wurde.
Dennoch ist man sich inzwischen so gut wie einig darüber, dass einfache, oft nomadenhaft lebende Gruppierungen von Jägern und Sammlern fast immer verblüffend egalitär organisiert waren. Dieses Muster wird durch Beobachtungen an heutigen Stammesgesellschaften von der Arktis über die Kalahari bis in die brasilianische Hochebene bestätigt, bei denen signifikante Status- und Vermögensunterschiede sowie politische Zentralisation weitgehend unbekannt oder deutlich schwächer ausgeprägt sind. Erste Fälle von streng geordneten, sesshaften Gesellschaften mit komplexer Arbeitsteilung tauchten erst später, vor ungefähr 10 000 Jahren auf.

Der größte Fehler aller Zeiten

Der Geograf und Historiker Jared Diamond, der in mehreren Büchern den Aufstieg und Fall von antiken und modernen Zivilisationen beschrieben hat, bezeichnet die Erfindung der Landwirtschaft dennoch als »den schlimmsten Fehler in der Geschichte der Menschheit«. Aber warum? Die Frage, ob der Naturzustand des Menschen Fluch oder Segen war, nimmt in der politischen Philosophie schon seit Langem eine zentrale Stelle ein. Wenn es darum geht zu ermitteln, ob ein staatlich organisiertes Zusammenleben mit zentralem Gewaltmonopol und der Ausübung politischer Autorität überhaupt zu rechtfertigen sind, liegt ein Vergleich mit der anarchischen Alternative nahe. Sind wir Menschen besser dran, seit wir unseren staatenlosen Urzustand verlassen haben? Oder ist der Übergang vom Stamm zum Staat wirklich die Wurzel allen Übels?
Die Entstehung von (vor)modernen Staaten und Frühzivilisationen wäre ohne den Übergang zur Agrikultur als primärer Nahrungsquelle nicht möglich gewesen, weil sich eine wachsende Zahl von Menschen, die auf immer kleinerem Raum zusammenwohnten, nur durch den kontrollierten Anbau nährstoffreicher Produkte versorgen ließ. Diese Entwicklung hatte den Preis einer monotoneren Ernährung. Eine Diät, die größtenteils auf Reis oder Kartoffeln basiert, bietet nicht die gleiche Abwechslung wie die Dutzenden Pflanzen, Früchte und Tiere, die von Jägern und Sammlern regelmäßig verzehrt werden.

Die Konzentration auf einige wenige Nahrungsmittel erzeugte zudem das Risiko extremer Hungersnöte, wenn schlechtes Wetter oder ein auf eine Pflanzenart spezialisierter Schädling die gesamte Ernte vernichteten. Ein sesshaftes Leben mit Ackerbau erhöhte außerdem das Risiko zoonotischer, also von Tieren auf den Menschen übertragener Krankheiten und Epidemien, von denen menschliche Zivilisationen seitdem ständig heimgesucht werden. Deren Folgen waren oft desaströs: Viele der tödlichsten Pandemien aller Zeiten wie die Schwarze Pest, Tuberkulose, die Spanische Grippe, Aids oder Malaria sind direkt oder indirekt auf (Massen-)Tierhaltung zurückzuführen und wurden erst durch eine hohe Bevölkerungsdichte möglich.

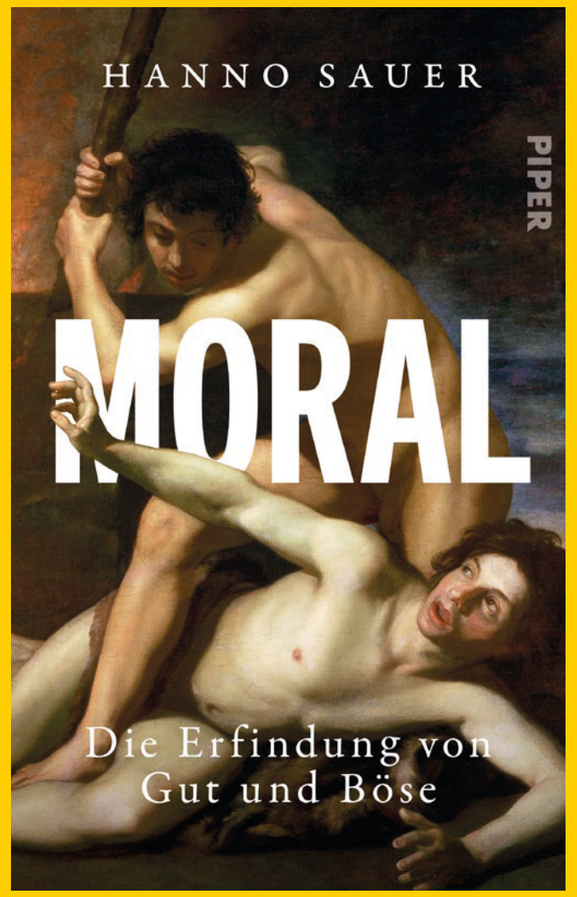
Man könnte dennoch annehmen, dass der überwältigende materielle Komfort und die Sicherheit des sesshaften Lebens diese offensichtlichen Nachteile unterm Strich aufzuwiegen vermochten. Aber auch das scheint nicht der Fall zu sein. Unsere präzivilisatorischen Vorfahren arbeiteten weniger, schliefen mehr und hatten mehr Freizeit. Manche Schätzungen besagen, dass die Arbeitswoche von Jägern und Sammlern deutlich unter den 40 Stunden lag, an die wir heute gewöhnt sind, und dramatisch unter der nie enden wollenden Plackerei, die den Alltag der allermeisten Menschen in den letzten Jahrtausenden bestimmte. Zivilisationsmalaisen wie Depression, Übergewicht, Rückenschmerzen, Akne, Herz-Kreislauf-Erkrankungen oder selbst Krebs waren unseren frühesten Vorfahren fast völlig unbekannt. Zwar war die durchschnittliche Lebenserwartung niedrig, aber das hatte vor allem den Grund, dass die menschliche Kindersterblichkeit ohne hoch entwickelte Medizin fast immer vergleichsweise hoch liegt. Wer das Erwachsenenalter erreichte, konnte sich eines weitgehend gesunden, entspannten und jedenfalls nicht übermäßig kurzen Lebens erfreuen. Nur etwas mehr als die Hälfte aller Menschen wurde älter als fünf Jahre. Aber wer diese Hürde genommen hatte, konnte leicht sechzig werden, manchmal sogar deutlich älter.

Für die überwältigende Mehrheit der Menschen war der Übergang vom »goldenen Zeitalter« ihrer Jäger-und-Sammler-Existenz zu einem Leben von harter Arbeit und Knechtschaft eine große Verschlechterung, und kleinere Gemeinschaften leisteten oft erbitterten Widerstand gegen ihre Einverleibung durch die ersten Großgesellschaften. Es könnte sein, dass wir inzwischen – wenn auch erst seit sehr kurzer Zeit und nur in sehr wenigen Regionen weltweit – damit begonnen haben, unser prähistorisches Niveau an Zufriedenheit und Wohlergehen aufzuholen. Das Trauerspiel der letzten 5000 Jahre wäre der Preis gewesen, den unsere Vorfahren dafür zu entrichten hatten. Ein jahrtausendelanger Umweg über despotische Herrschaft, Ausbeutung und Krieg schuf irgendwann die Bedingungen für die Entstehung moderner Gesellschaften. War es das wert?

UNSERE PRÄZIVILISATORISCHEN VORFAHREN ARBEITETEN WENIGER, SCHLIEFEN MEHR UND HATTEN MEHR FREIZEIT.

ERSCHEINT AM:

30-03[23]



352
SEITEN

26,00 €|D
26,80 €|A

HANNO SAUER

MORAL
Hardcover mit
Schutzumschlag
ISBN 978-3-492-07140-6

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an:
sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen)
press_reader@piper.de
(Presse)

UNS BLEIBT IMMER NEW YORK

LIEBE BUCHHÄNDLER:INNEN,

von Mark Miller werden Sie kein Autorenfoto zu Gesicht bekommen, kein Interview finden und auch keine Hinweise, die Rückschlüsse auf seine Identität liefern könnten. Wer hinter dem englisch klingenden Pseudonym steckt, bleibt ein Mysterium – und nicht einmal der französische Originalverlag, XO Editions, weiß, um wen es sich handeln könnte.
Die Entdeckungsgeschichte rund um Millers Debüt klingt selbst fast wie einem Roman entsprungen: Das Manuskript zu »Uns bleibt immer New York« lag eines Morgens auf den Stufen des Hauses des französischen Verlegers. Neugierig geworden, las er die ersten Seiten und war sofort so gefesselt von der Geschichte, dass er das Manuskript nicht mehr aus der Hand legte und umgehend beschloss, es zu veröffentlichen.
Fest steht, dass Mark Miller auf Französisch schreibt. Und dass er es versteht, die Leser:innen mit seinem Schreibstil und einer ebenso spannenden wie emotionalen Geschichte zu begeistern. Meisterhaft verwebt er eine große, intensive Liebesgeschichte mit einem Kriminalfall, der mehrere Jahrzehnte in die Vergangenheit reicht, taucht in die Welt der Kunst und der Kunstfälschung ein und macht die unverkennbare Atmosphäre der Metropole New York spürbar.
Lassen auch Sie sich verzaubern von diesem mysteriösen Autor und seinem grandiosen Debütroman!

Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen beim Lesen!

Herzlich,
Isabelle Toppe
(Lektorin Populäre Belletristik)

MARK MILLER

LESEPROBE

New York, 28. Mai 2020, gegen acht Uhr morgens. Sanft streicht die Sonne über die Dächer von Manhattan. Sie spiegelt sich in den Millionen Fenstern der Wolkenkratzer, leuchtet hell in die breiten Straßenschluchten, schleicht sich in das grüne Laub im Central Park, dringt durch die Schiebefenster, die Glaswände der Büros, die Fenster der Hochbahn.
Auf dieselbe Art dringt sie durch die drei Fenster in einen Künstlerloft in SoHo, Midtown Manhattan, ein. Sie beleuchtet den großen Körper, der ausgestreckt vor dem Fußende des zerwühlten Bettes auf dem Fußboden aus Eichenholz liegt.
Lorraine steht in der schweren Brandschutztür. Wie betäubt. Angsterfüllt. Im nächsten Moment macht sie drei Schritte auf den Mann zu. Sie hört sich selbst seinen Namen sagen: »Léo!«
Keine Reaktion.
»Léo!«
Keine Antwort. Panik überkommt sie. Sie fällt neben ihm auf die Knie, schüttelt ihn, schlägt ihm ins Gesicht. Schon rollen Lorraine die Tränen über die Wangen; sie glänzen im goldenen Morgenlicht.
»Léo! Bitte! Mach die Augen auf. Sag etwas. Léo!«
Sie beugt sich über ihn, sucht nach seinem Puls, seiner Atmung. Findet beides. Er lebt! Er atmet!
Zwanzig Sekunden später öffnet er seine großen hellgrauen Augen und richtet diesen lichtvollen Blick auf sie, der sie immer dahinschmelzen lässt. Er versucht zu lächeln; sein Gesicht ist kalkweiß.
»Lorraine? Du bist da … Hab keine Angst … Ruf einen Krankenwagen«, sagt er mit schwacher Stimme. »Jetzt, Liebling …«
Erneut schließt er die Augen. Mit zitternder Hand holt Lorraine ihr Handy heraus. Die Tränen trüben ihren Blick. Sie braucht zwei Anläufe, um die 911 anzurufen. Eine Stimme am anderen Ende der Leitung. Sie stammelt, bringt alles durcheinander. Die Stimme fragt sie ruhig nach ihrem Namen und ihrer Adresse, »für den Fall, dass das Gespräch unterbrochen wird«. Sie atmet durch, spricht langsam und deutlich. Die Frau am anderen Ende der Leitung begreift sehr schnell, dass es schlimm ist, und bittet sie, am Apparat zu bleiben.
Wooster Street. Die Hecktüren des weißen Rettungswagens vom New York Presbyterian Hospital mit den orangefarbenen und blauen Streifen stehen weit offen. Die Tragbahre wird hochgehievt und gleitet in die Rillen. Lorraine sieht Léo im Inneren des Wagens verschwinden. Und weiß im tiefsten Inneren mit schmerzhafter Gewissheit, dass er nicht wiederkommen wird.

Fünf Monate zuvor

Es regnete wie aus Eimern auf Paris an diesem Montag, dem 9. Dezember 2019. Sie klappte den Koffer wieder zu, den sie in ihrer großen und ziemlich leeren Wohnung in der Avenue Barbey-d'Aurevilly Nr. 1, nur wenige Schritte vom Eiffelturm entfernt, aufs Bett geworfen hatte.
In etwas mehr als zwei Stunden würde sie nach New York fliegen, wo es dem Wetterbericht zufolge schneite. Lorraine mochte Paris, New York hingegen liebte sie. Diese Stadt besaß eine Energie, eine Schwingung, die sie zu etwas Einzigartigem machte. Und sie hatte etwas Unergründliches, eine Art Rhythmus, den nur New York und die New Yorker besaßen, dieses Völkchen, dass sich so sehr von den Parisern unterschied und ihr dennoch unendlich vertraut war. Sie war zwar Französin, hatte die ersten fünf Jahre ihres Lebens aber im Big Apple verbracht. Deshalb wurde sie jedes Mal, wenn sie dorthin zurückkehrte, nicht nur von der atemberaubenden Magie dieser Stadt, sondern auch von dem Gefühl ergriffen, nach Hause gekommen zu sein.

Nachdem sie in Jeans und einen dicken Pulli geschlüpft war und sich ihren grauen Schal um Hals und Kinn gewickelt hatte, begann sie, im Zimmer auf und ab zu gehen. Sie warf einen Blick auf die Uhr: 16:09. In einer Minute würde das Taxi kommen. Sie ging zum Balkon und betrachtete ein letztes Mal den von Windböen gepeitschten Eiffelturm. Draußen tobte der Sturm, aber der eisernen alten Dame schienen die Elemente gleichgültig zu sein.
Lorraine wandte sich ab und überprüfte, ob ihr Reisepass sich in der Innentasche ihres Mantels befand. In diesem Augenblick wünschte sie sich nichts anderes, als weit weg zu sein, so groß war ihre Angst, so deprimiert war sie.
Dabei hatte sie mit ihren fünfunddreißig Jahren durchaus Grund, guter Stimmung zu sein. Sie beugte sich über das Bett und bewunderte ein letztes Mal das Kunstwerk, das auf dem Bildschirm ihres MacBooks angezeigt wurde. *La Sentinelle*. Ein Bild von Victor Czartoryski. Nein, nicht ein Bild. Das Bild. Das Meisterwerk des amerikanisch-polnischen Malers, das 1970 dessen zweite Schaffensperiode, die des »metaphysischen Realismus«, eingeleitet hatte. Das Gemälde, das neben Pollock, Warhol und anderen einen der bekanntesten amerikanischen Künstler des 20. Jahrhunderts aus ihm gemacht hatte. Eine schemenhafte menschliche Silhouette, mit wütenden schwarzen Pinselstrichen auf grauem Grund gemalt, mit kaum wahrnehmbaren Spuren von Grün und Kadmiumgelb und mit gespachtelten Stellen in einem außergewöhnlichen Rot.
La Sentinelle. Das Lieblingsbild ihres Vaters und auch das von Lorraine … Sie betrachtete es zum hundertsten Mal. In wenigen Stunden würde es vielleicht ihr gehören.
Sie wollte den Laptop gerade wieder schließen, als in ihrer Mailbox und auf dem Display ihres iPhones gleichzeitig eine Nachricht auftauchte. Sie erstarrte. Absender unbekannt. Kein Betreff … In ihrem Gehirn schrillten die Alarmglocken. Angst überkam sie. Ihre Kehle war wie ausgetrocknet, als sie die Nachricht öffnete: *Du kannst gehen, wohin du willst, Lorraine, du wirst mir nicht entkommen.*
Erst als sie im Fond eines Taxis Richtung Flughafen saß, merkte sie, dass sie heftig zitterte. Mit dem Gefühl, einer Gefahr entronnen zu sein, ließ sie sich auf die Rückbank sinken und sagte sich, dass er sie in New York vielleicht in Ruhe lassen würde. Wenn erst einmal sechstausend Kilometer zwischen ihr und ihm lagen, fehlten ihm vielleicht die Mittel, ihr weiterhin das Leben schwerzumachen.

***

Er verlässt Rikers Island noch am selben Tag. Es schneit. Es ist bitterkalt an diesem frühen Morgen. In New York ist die Temperatur deutlich unter Null gefallen. Die ganze Stadt unter dem dunklen Himmel ist von einem reinen, blendenden Weiß. Ein Dezember wie jeder andere auch im Big Apple.
Er heißt Léo Van Meegeren, ist einunddreißig Jahre alt – und an diesem Punkt der Geschichte endlich frei. Nach drei Jahren Haft.
Was er verbrochen hatte? Nun, Léo verstand es, Gemälde von Pissarro, Renoir, Van Gogh, Matisse genauso gut, wenn nicht besser als Pissarro, Renoir, Van Gogh selbst zu malen. Er war ein Fälscher. Oder war jedenfalls einer gewesen.
Mit seiner verwaschenen Jeans, dem schwarzen Rollkragenpulli, der leichten Wildlederjacke und den etwas zu langen braunen Haaren ähnelte Léo Van Meegeren eher einem Künstler – der er tatsächlich auch war – als einem Ex-Knacki.
Wie ein Kind drückte er die Stirn an die Fensterscheibe des Zuges und genoss den Anblick der kleinen Flachdachhäuser, die in der aufgehenden Sonne vorbeiflogen. Er betrachtete verschneite Straßen, vereiste Spielplätze und weiße Schnellstraßen, auf denen die Autos nur in Zeitlupe vorankamen. Als handele es sich um sanfte Musik, lauschte er dem Getöse der hin und her schwankenden Hochbahn.
Siebenundzwanzig Minuten nach der Abfahrt kam Léo aus der Station Prince Street an der Ecke zum Broadway an. Er war auf eine heftige, geradezu unverschämte Art glücklich. Denn er war wieder zu Hause.

Er bemerkte den Menschen nicht, der ihm in die U-Bahn und wieder hinaus gefolgt war und der ihn nun aus gut zwanzig Meter Entfernung beobachtete …

ERSCHEINT AM:

23-02 23

480
SEITEN

17,00 €|D
17,50 €|A

MARK MILLER

UNS BLEIBT IMMER NEW YORK
Aus dem Französischen von Anja Mehrmann
Klappenbroschur
ISBN 978-3-492-06356-2

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an:
sales_reader@piper.de (BuchhändlerInnen)
press_reader@piper.de (Presse)

DIE SCHMUTZIGE FRAU

ANNETTE PEHNT

»Die schmutzige Frau« ist ein schillernder Roman über die schleichende Verwandlung einer Frau, die von ihrem Mann in eine andere Wohnung ausquartiert wird. »Hier oben brauche ich niemanden, keinen Liebhaber, keinen Ausblick und Meinenmann auch nicht«, sagt sie, aber dort oben ist sie auch sich selbst und ihren Gedanken ausgeliefert: Verunsicherung und Auflehnung, Kreativität und Lähmung ergreifen gleichermaßen Besitz von ihr. Und auch ihr Mann, der seine ganz eigenen Interessen verfolgt, wird von der Entwicklung seiner Frau vollkommen überrascht.

Ein trügerisch sanfter, inspirierender Roman über eine Ehe und ihre existenziellen Konsequenzen, der oszilliert zwischen Unterdrückung und Unterwerfung zwischen Verrücktheit und kühler Betrachtung der Dinge, wie sie sind.

INTERVIEW

Worauf möchten Sie beim Schreiben auf keinen Fall verzichten?
Ich schreibe immer in Gesellschaft eines Hundes – und das kann ich mir auch nicht anders vorstellen. Er liegt unter dem Schreibtisch, seine Schnauze auf meinen Füßen, und schläft – das nimmt vollkommen den Druck aus der Schreibsituation und gibt mir das Gefühl, alle Zeit der Welt zu haben.

Gibt es Autor:innen, die Sie von Ihren Anfängen als Schriftstellerin bis heute begleiten?
Eigentlich lese ich immer wieder die gleichen Autorinnen, die mich interessieren, fesseln, herausfordern, ich brauche sie für mein eigenes Schreiben – von Virginia Woolf bis Joan Didion und Friederike Mayröcker. Es sind weibliche Stimmen, die auf sehr eigene Weise von ihren Erfahrungen erzählen, vollkommen unsentimental, klug und in immer wieder neuen Formen. Sie arbeiten gnadenlos genau mit der Sprache, und sie alle tun das, was die Mayröcker »Schreibdenken« genannt hat – also schreibendes Nachdenken, nachdenkliches Schreiben. Eine Möglichkeit, sich der Welt auszusetzen, in der ich mich immer wieder finde.

Nach vielen Jahren des freien Schriftstellerinnendaseins sind Sie inzwischen Professorin für Literarisches Schreiben in Hildesheim. Beruhigt oder beflügelt Sie das, oder lenkt es Sie von Ihrem Schreiben ab?
Es nimmt sehr viel Zeit und Kraft in Anspruch, da ist es manchmal nicht so leicht, Raum für das eigene Schreiben zu finden. Zugleich finde ich es unglaublich bereichernd, mit jungen Autor:innen arbeiten zu können, ständig neue Schreibweisen zu entdecken und in einem dauernden Textgespräch zu leben. Und ein regelmäßiges Einkommen ist natürlich auch sehr beruhigend.

Verändert die Beschäftigung mit jungen Texten in Hildesheim Ihr eigenes Schreiben oder den Blick auf Ihr Werk?
Auf jeden Fall! Viele junge Autor:innen hinterfragen traditionelle Schreibweisen sehr radikal. Und sie haben einen frischen, kritischen Blick auf den Literaturbetrieb. Darauf lasse ich mich ein; so muss ich mich selbst natürlich auch ständig infrage stellen.

Gibt es Reaktionen der jungen Student:innen auf Ihre Romane, die Sie überraschen?
Eher überrascht mich, dass sie mich nicht auf meine Texte ansprechen. Ich habe das eigentlich längst erwartet – also Kritik, vielleicht auch Streit, irgendwelche Reaktionen. Bisher habe ich noch nicht herausgefunden, ob sie meine Bücher gar nicht lesen oder sich vielleicht einfach nur zurückhalten.

Ihr erster Roman erschien 2001. Und ähnlich wie »Ich muss los« erzählt »Die schmutzige Frau« von ungewöhnlichen Beziehungen. Was fasziniert Sie so am Zwischenmenschlichen?
Es ist der Stoff, aus dem unser Zusammenleben, unsere Biografien, unsere kleinen Leben gemacht sind – für mich ist das ganz existenziell. Alles zeigt sich darin: wie wir sprechen, wie wir lieben, wen wir hassen, worauf wir hoffen, was wir fürchten, wie wir sterben.

Ihren letzten Roman »Alles was Sie sehen ist neu« kann man auch als politischen Text verstehen. Nun erzählen Sie die Geschichte einer sehr privaten Trennung. Haben die beiden Texte dennoch etwas miteinander zu tun?
Für mich macht diese Unterscheidung eigentlich keinen Sinn – mich interessiert beim Schreiben nie der private Mensch allein, den gibt es ja auch gar nicht. Es geht doch immer auch um Verstrickungen, Konventionen, Spielregeln, Machtverhältnisse, in all meinen Romanen. Im neuen Buch wähle ich dafür eine Art Nahaufnahme, das mache ich sehr gern – im letzten Roman war es eher ein breiteres Erzählen.

Es gibt einen Roman von Ihnen, der ohne Fragezeichen auskommt, ein anderer wählt die Form des Briefromans. Jetzt ein Versroman – wie kam es dazu?
Ich suche immer wieder von Neuem nach der passenden Form für das, was ich erzählen möchte. Der Versroman

ES IST DER STOFF, AUS DEM UNSER ZUSAMMEN-LEBEN, UNSERE BIOGRAFIEN, UNSERE KLEINEN LEBEN GEMACHT SIND – FÜR MICH IST DAS GANZ EXISTENTIELL.

hat ja eine lange Geschichte und erzählte früher von den Abenteuern männlicher Helden – während meine Geschichte aus der Sicht einer abgeschobenen und entsorgten Ehefrau erzählt wird. Ich mochte sehr, wie die einzelnen Zeilen ein anderes Gewicht bekommen – und trotzdem kann man den Roman lesen wie einen ganz normalen Prosatext.

Ihre Erzählerin wird von ihrem Ehemann in einem Apartment untergebracht, vorgeblich um ihrer Dichtung nachgehen zu können. Sie schreibt über die Menschen, die sie kennt. Ist jedes Schreiben autobiografisch oder autofiktional?
Eigentlich weiß die Leser:in ja gerade nicht, ob sie die Figuren kennt oder ob sie ausgedacht sind. Das ist vielleicht schon ein Teil meiner Antwort. Ich denke, eigene Erfahrungen schreiben wir immer in unsere Geschichten ein – von daher gibt es sicher immer diesen Anteil. Aber wir sind ja frei, mehr oder weniger eng am eigenen Leben entlang zu schreiben, abzuweichen, uns Alternativen und auch ganz andere Welten hinzu zu erfinden. Mich beglückt dieser Freiraum zwischen dem Leben und meinem Schreiben – dass wir in der Literatur nicht auf unsere eigenen Geschichten festgelegt sind, sondern mit der Sprache auf Entdeckungsreisen gehen können.

All Ihre Bücher sind kurz und pointiert. Können Sie ausschließen, jemals einen epischen Roman zu schreiben?
Wer weiß? Ich bin größter Fan der kürzeren Form; aber ich weiß nie, wohin mich mein Schreiben führt!

Bei Piper sind 14 Bücher von Ihnen erschienen – welches ist Ihr liebstes?
Mein zweiter Roman, schon ganz schön lang her: »Insel 34«. Da passiert eben genau diese Vermischung von eigenen Erlebnissen und freiem Fabulieren, die ich so mag. Ich war selbst schon auf vielen Inseln und habe damals leidenschaftlich insulare Sprachen studiert. Und die schräge Heldin dieser Geschichte sucht eine ganz besondere Insel, in die sie sich verliebt hat und die es vielleicht gar nicht gibt. Trotzdem macht sie sich auf die Reise und folgt ihrer seltsamen Passion; ich hänge sehr an dieser eigensinnigen Geschichte, es steckt viel von mir darin.

LESEPROBE

1. Kapitel

Meinmann: kaum verändert
An manchen Tagen kaum noch derselbe Mensch
Während ich ihn früher groß gewachsen fand, scheint er mir heutzutage eher klein
In seinem damals so kantigen und deutlich geschnittenen Gesicht: nun eine Härte
Seine Finger, früher eher schlank und spitz zulaufend: inzwischen knollig und an den Gelenken mit Haaren bewachsen
Nicht in jedem Licht und zu jeder Tageszeit fallen mir diese Veränderungen ins Auge
Manchmal, wenn wir in der Abendsonne, die großzügig durch die Fenster fällt, unsere Vorspeise löffeln und ich ihn von der Seite mustere, scheint er mir ganz der Alte, und ich wundere mich, wie die Jahre so spurlos an ihm vorüberziehen konnten
Er spürt meinen Blick, sieht mich an
Gleich senke ich die Augen, lasse mir die Haare ins Gesicht fallen, weil ich weiß, dass auch er mich vergleicht mit der Frau, in die er sich damals verliebt hat,
dass er meine Beine und Handgelenke mustert
Und ich schaue weg, fürchte diese Spur von Ekel in seinem Blick
Aber genau in solchen Momenten greift er nach meiner Hand oder fasst mich am Kinn
Schau mich an, sagt er dann leise, in seinem Blick sehe ich nur Lob und Bewunderung
Das wird sich erst ändern, wenn ich einen Fehler begehe: unendlich viele Möglichkeiten, Fehler zu machen
Sehr viele sind mir bereits unterlaufen, andere kann ich nur ahnen
Als ich noch nicht wusste, wie leicht es ist, sich falsch zu verhalten, beging ich zahlreiche, wurde aber nicht korrigiert, weil Meinmann sich zurückhielt
Das muss ihn viel Kraft gekostet haben
Ich erinnere mich, dass er ganz zu Anfang, als wir uns noch nicht lange kannten, nachts im Schlaf mit den Zähnen knirschte
Er lag ganz still auf der Seite,
lang ausgestreckt wie ein ruhender Römer,
das Gesicht glatt und ruhig, bis die Kiefer anfingen zu mahlen

Ich wachte von dem Geräusch auf,
konnte erst im Dunkeln nicht erkennen, dass es von ihm kam, dann begriff ich, was sich da neben mir abspielte
Ich wagte es nicht, Meinenmann zu berühren, weil er sich oft über schlechten Schlaf beklagte und nicht geweckt werden wollte
Wenn ich ihm morgens erzählte, er habe wieder mit den Zähnen geknirscht in der Nacht, nickte er nur, er wusste es ja
Er spürte sicher noch den Druck in den Zahnwurzeln
So ist es bei mir, wenn ich morgens mit geballten Fäusten und verdrehtem Nachthemd in meinem Schweiß aufwache
Zu den Fehlern, die ich immer wieder begangen habe und bis heute begehe, gehört:
Meinenmann stören, wenn er in die Arbeit vertieft ist (sehe ich denn nicht, dass er arbeitet)
Meinenmann nicht stören, wenn er in die Arbeit vertieft ist, sodass er vergisst, eine Pause zu machen (langes Sitzen führt zu Verspannungen im Nacken- und Schulterbereich)
Meinenmann nicht fragen, ob er die Kellertür abgeschlossen hat (wie konnte ich das vergessen)
Ihn unterbrechen, während er zu längeren Ausführungen ansetzt
Ihn fragen, wann ich diese Wohnung verlassen und in das Haus zurückkehren könnte, das zu groß ist für ihn und sicher für die Jahreszeit zu kühl, weil er immer vergisst, die Heizung rechtzeitig einzuschalten
Anfangs habe ich oft gefragt, er gab immer die gleiche Antwort: Niemand hält dich hier
Es ist wahr, niemand hält mich hier fest, Meinmann ist kein Wärter und ich keine Gefangene, die Tür ist nicht abgeschlossen, und ich besitze genug Kleidungsstücke, Schuhe, Jacken und Schals, die es mir erlauben würden, angemessen gekleidet dort unten auf die Straße zu treten,
vielleicht D zu treffen oder H, oder all die anderen, die ich schon so lange nicht mehr gesehen habe, dass ich sie schon beinahe vergessen habe
Ich kann jederzeit meine schmalen braunen Lederschuhe schnüren, den hellen Mantel von der Garderobe nehmen und die Hand auf die Türklinke legen, ein schlichtes L aus Edelstahl, neu und praktisch
wie alles in dieser Wohnung
Alles andere wäre lächerlich

ERSCHEINT AM:

26-01^{23}

176
SEITEN

22,00 €|D
22,70 €|A

ANNETTE PEHNT

DIE SCHMUTZIGE FRAU
Hardcover mit Schutzumschlag
ISBN 978-3-492-07107-9

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an:
sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen)
press_reader@piper.de
(Presse)

Geplante Veranstaltungstour zum Bucherscheinen

»Reisen Reisen« und die renommierte Klimaschutz-organisation myclimate gehen gemeinsame Wege und setzen so ein Zeichen für mehr Nach-haltigkeit beim Reisen.

Über 15.500 Follower bei Instagram; monatlich rund 450.000 Impressionen (steigend)

4 Mio. Downloads des Podcasts, bis zu 90.000 Abrufe pro Folge

»Reisen Reisen – der Podcast« ist Bestandteil des ICE-Portals der Deutschen Bahn und auf allen ICE- und ausgewählten IC-Verbindungen zu hören.

Die Autoren bespielen in jedem Heft von GEO SAISON die Kolumne auf der letzten Seite; außerdem läuft der Podcast auch über die Website von GEO.

Ausgewählte Episoden von »Reisen Reisen« laufen im Inflight Entertainment auf allen Langstreckenflügen der zur Lufthansa-Gruppe gehörenden Airlines (Lufthansa, Austrian Airlines, Swiss, Eurowings).

MICHAEL DIETZ & JOCHEN SCHLIEMANN

DAS BUCH ZUM ERFOLG-REICHSTEN DEUTSCHEN REISE-PODCAST »REISEN REISEN«

Michael Dietz und Jochen Schliemann haben über hundert Länder bereist – fertig sind sie noch lange nicht. Im reichweitenstärksten deutschsprachigen Reisepodcast ermutigen sie Menschen zum individuellen Reisen und machen Lust aufs Unterwegssein: aufs Entdecken, auf Perspektivwechsel, eben darauf, es einfach zu tun. Denn fast alle Orte und Reisen, von denen man träumt – die Eifel, die Pyramiden, die einsame Hütte am Strand, der Bilderbuchsee in Schweden, der Kulturschock in der fernen Metropole, der Ausstieg aus allem, die Fotosafari, mit dem Zug über den Balkan, die Berggorillas – es geht! Egal, ob das Ziel Bangkok oder Speyer, Ostafrika, Albanien, New Mexico oder Allgäu heißt: Wer abseits von zwei Wochen all-inclusive und Kreuzfahrtschiffen seine Umgebung, die Menschen, die Natur entdeckt, geht mit offeneren Augen durch die Welt. Michael Dietz und Jochen Schliemann verraten (ganz ohne Filter), wie sie selbst zum Reisen gekommen sind und was sie daran so lieben. Und wie man voller Respekt für Mensch und Natur unterwegs sein kann. Ehrlich, spannend, nachdenklich und selbstironisch erzählen die Autoren von der Schwierigkeit, in Japan einen Löffel auszuleihen. Von Helgolands unvermuteter Exotik, der Magie von Nachtzügen und einem unfreiwilligen Bad mit Krokodilen. Das Buch, mit dem man nur noch eins will: einfach los.

»Ich bin schwer begeistert, wie Jochen Schliemann und Michael Dietz im ›Reisen Reisen‹–Podcast erzählen. Ganz toller Podcast! Hoffe, es gibt bald mal ein Buch von ihnen.«
Matze Hielscher

Mit Trendthemen:

- Umweltbewusst reisen
- Allein reisen
- Frauenreisen
- Reisen mit Kindern
- Reisen als Paar
- Reisen als Person of Color
- Zugreisen
- Fernreisen
- Nahreisen
- Traumreisen
- Deutschland neu entdecken
- Reisen abseits der Massen
- Reisen im Kopf
- Reisen zu sich selbst
- Auf Reisen scheitern
- Reise-Klassiker – neu entdeckt
- Kulturschocks
- Kulinarische Entdeckungen
- Reisen außerhalb der Saison

Autorenviten

Michael Dietz (links), 1976 geboren, ist seit über zwanzig Jahren Journalist, Moderator und Reisejournalist. Beim WDR war er über 15 Jahre bei 1Live zu hören, inzwischen moderiert er regelmäßig bei WDR 2 und ist News Anchor der »Aktuellen Stunde« im WDR-Fernsehen.

Jochen Schliemann, 1976 geboren, ist seit über zwanzig Jahren Kultur- und Reisejournalist sowie Fotograf, Dozent, Lektor, Geograf und Medienwissenschaftler. Neben über 500 Musikinterviews veröffentlichte er Reisegeschichten in GEO SAISON, Rolling Stone, Galore, Visions und für den WDR.

Zusammen riefen Michael Dietz und Jochen Schliemann 2018 »Reisen Reisen« ins Leben, Deutschlands erfolgreichsten Reise-Podcast. Beide haben schon Bücher veröffentlicht; »Reisen Reisen« ist ihr erstes gemeinsames.

»Danke für ganz viel Fernweh!«

»Ein Genuss, den Reisegeschichten der beiden sympathisch durchgeknallten Jungs zu lauschen.«

»Wegträumen in ferne Länder geht mit keinem Podcast so gut wie mit diesem.«

»Urlaub für die Ohren.«

»Euer Podcast teilt das Herz und die Seele des Reisens.«

REISEN REISEN Der Podcast

Warum Reisen das Beste ist, was man mit seiner Zeit machen kann

ERSCHEINT AM:

23-02-23

224 SEITEN

18,00 €|D
18,50 €|A

MICHAEL DIETZ & JOCHEN SCHLIEMANN

REISEN REISEN
Wie wir die Welt entdecken wollen
Mit 16 Seiten Farbbildteil und einer farbigen Karte
Klappenbroschur
ISBN 978-3-89029-574-9

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an:
sales_reader@piper.de (BuchhändlerInnen)
press_reader@piper.de (Presse)

CORTEX

PATRICK ILLINGER

In den USA stürzt ein Flugzeug ab. Als die Reporterin Livia Chang den Fall untersucht, stößt sie auf bizarre Ungereimtheiten: Eine verdächtige Hautprobe, ein geheimes Labor, aggressiv gewordene Meerestiere, ein chinesischer Oligarch. Nach und nach kommt sie einem Komplott ungeheuerlichen Ausmaßes auf die Spur – Menschenversuche sind außer Kontrolle geraten. Patrick Illinger entführt uns in ein spannendes Szenario über die Möglichkeiten und Abgründe der modernen Biotechnik.

INTERVIEW

Lieber Patrick, Wie bist du auf die Idee zu Cortex gekommen?
Als Journalist bekam ich im Labor eines Max-Planck-Instituts eine Petrischale in die Hand gedrückt. Darin sah ich kleine, fleischfarbene Knödel auf einer Nährlösung. In der Sekunde, als die Forscherin mir sagte, was das war, wusste ich: Das war der Stoff für meinen nächsten Thriller. Es waren Miniatur-Gehirne, gezüchtet aus menschlichen Stammzellen.

Hattest du in diesem Moment eine Frankenstein-Assoziation?
Allerdings.

Wie bist du vom Journalismus zur Belletristik gekommen?
Je länger ich sachlich und faktisch über Wissenschaft berichtet habe, desto stärker wuchs in mir der Wunsch, auch in die Fiktion auszubrechen. Es fühlte sich an wie die Sehnsucht, an einen fernen, exotischen Ort zu reisen. Wie die Lust auf einen schönen Traum. Fiktionales Schreiben ist wie Tagträumen.

Du hast neben Physik auch Theaterwissenschaft studiert, sind das zwei Seelen in einer Brust oder sind das Bereiche, die sich gegenseitig beflügeln?
In Filmen und Theaterstücken sind Physiker ja oft grotesk überzeichnete Charaktere. Hilflose Nerds, siehe Dürrenmatt. Und es gibt sie tatsächlich. Gleichzeitig gibt es auch Menschen, bei denen sich die Neigungen zu Mathematik, Musik und Sprache nicht gegenseitig ausschließen. Wobei ich zugeben muss, dass es bei mir mit der Musik nichts geworden ist.

Cortex spielt an vielen ungewöhnlichen Schauplätzen, was hat es mit diesen auf sich?
Ich hatte das Glück, von Kind auf viele hochspannende Orte kennenzulernen. Das habe ich als Student fortgesetzt. Später kam ich beruflich herum, besuchte Universitäten in Indien und Iran, das Atomkraftwerk von Tschernobyl oder den höchsten Staudamm der Welt in den Bergen Sichuans in China. Ich verrate jetzt mal nicht, welche dieser Orte in Cortex auftauchen.

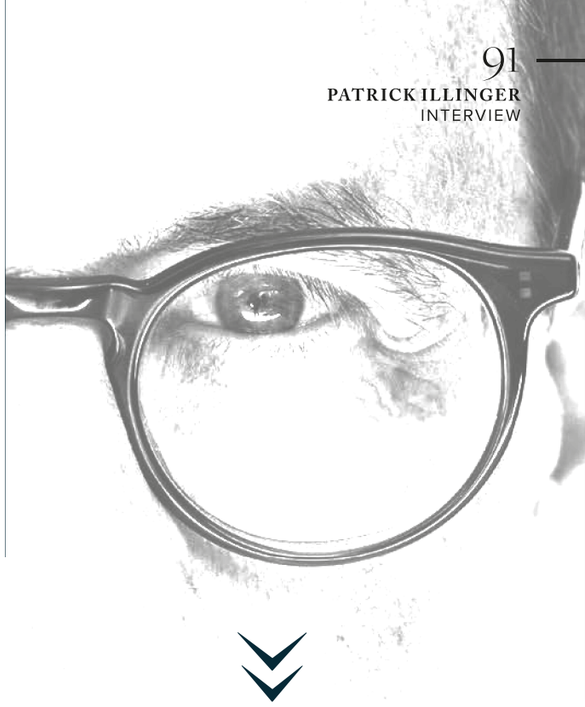
Cortex ist ein sehr komplexer Thriller mit unterschiedlichen Handlungssträngen, die am Ende auf meisterhafte Weise zusammengeführt werden. Wie gehst du beim Schreiben vor?
Puh, vielen Dank für das Lob. Tatsächlich durchlaufe ich immer wieder Phasen tiefer Selbstzweifel. Jedenfalls habe ich mich für Cortex gezwungen, den Plot einigermaßen zu strukturieren, bevor ich mit dem eigentlichen Schreiben begann. Das lässt sich allerdings nur bis zu einem gewissen Grad durchhalten. Beim Schreiben kommen viele Ideen hinzu, die auf Seitenwege führen oder den geplanten Plot durchkreuzen, und man muss die Stränge neu flechten.

In Cortex spielt moderne Biotechnik eine große Rolle, wie hast du hierzu recherchiert?
Die vorhin genannten Mini-Gehirne sind Teil eines erstaunlichen, von der Öffentlichkeit noch zu wenig beachteten Forschungsgebiets. Als Wissenschaftsjournalist hatte ich Zugang zu wissenschaftlichem Material wie auch zu Expertinnen und Experten. Auch konnte ich über die Jahre viel von SZ-Kolleginnen und Kollegen lernen, die selbst Biochemie und Medizin studiert hatten.

Wie realistisch ist das Szenario aus Cortex?
Das Genre, in dem sich Cortex bewegt, ist nicht Science Fiction. Es geht also nicht um eine komplett erfundene Welt, oder um eine Geschichte, die in ferner Zukunft spielt. Cortex spielt im hier und heute, und die beschriebene Forschung ist real, auch wenn, klar, in einem Thriller ein bisschen überspitzt wird. Michael Crichton war der Großmeister dieses Genres. Die Forschung aus »Jurassic Park« war realistisch, auch wenn das Ausbrüten von Dinosauriern letztlich noch nicht funktioniert. Andererseits bringt die Wissenschaft immer wieder Dinge hervor, die niemand für möglich gehalten hätte. Kürzlich wurde einem Mann ein Schweineherz implantiert. Und ethische Grenzen werden früher oder später überschritten. Insofern: Wer weiß, vielleicht wird das Szenario in Cortex eines Tages von der Wirklichkeit überholt.

In Cortex steht eine starke Frauenfigur, die Journalistin Livia, im Mittelpunkt: Sie recherchiert zu einem Flugzeugabsturz und kommt dabei einem ungeheuerlichen Komplott auf die Spur. Warum hast du dich für eine weibliche Heldin entschieden?
Mit meiner Frau und meinen beiden inzwischen erwachsenen Töchtern bin ich von drei wunderbaren, starken Menschen umgeben. Ich spüre jeden Tag, dass Frauen wie sie die James Bonds, Philip Marlowes und Jack Reachers der Zukunft sein werden. Das ist kein anbiedernder Feminismus, sondern schlichte Realität. Livia ist unerschrocken und mutig. Ihre Neugier bringt sie aber auch in Teufels Küche. Und wie Livia als Journalistin tickt, das kenne ich – ganz genderneutral – aus meinem eigenen Berufsleben.

Du bist nicht nur Autor, sondern du koordinierst auch die Wochenendausgabe der Süddeutschen Zeitung – wie sieht ein perfektes Wochenende für Patrick Illinger aus?
Für ein perfektes Wochenende muss ich die Wochenendausgabe der SZ nicht mehr lesen, denn ich kenne sie schon. Um dieses Vergnügen beneide ich meine Mitmenschen. Für mich bleibt Zeit für ein spätes Frühstück, einen Ausflug in die Berge oder einen Segeltörn.



ANDERERSEITS BRINGT DIE WISSENSCHAFT IMMER WIEDER DINGE HERVOR, DIE NIEMAND FÜR MÖGLICH GEHALTEN HÄTTE. KÜRZLICH WURDE EINEM MANN EIN SCHWEINEHERZ IMPLANTIERT.

LESEPROBE

Er hätte sich wenigstens rasieren können, dachte Livia. Der Fahrer hielt ein handgeschriebenes Pappschild mit ihrem Namen in die Luft und stellte sich als Ramón vor. Immerhin, der schwarze Anzug sah passabel aus. Und ihr Chefredakteur hatte Wort gehalten, indem er den Fahrdienst organisiert hatte.
Ramón nahm ihr den Rollkoffer ab und führte sie aus der Ankunftshalle des internationalen Terminals am Flughafen Atlanta durch eine gläserne Schiebetür zum Kurzzeitparkplatz. Dort schloss er einen dunkelblauen Lincoln Towncar auf. Das war gut, fand Livia. Mehr nach Regierung konnte ein Auto nicht aussehen.
»Wir müssen nach Newnan, Ramón, ich bin wegen des Flugzeugunglücks hier«, erklärte sie, als der Fahrer den Lincoln durch die Schranke des Parkplatzes steuerte. »Wir müssen uns der Absturzstelle von Süden nähern. Die Highways 29 und die 85 werden von Norden aus verstopft sein, nehmen Sie also die 54 runter bis Luthersville, dann erst auf die 85 nach Norden.« Sie hatte im Flugzeug drei Stunden Zeit gehabt, die Gegend auf einer Karten-App zu studieren.
Ramón nickte widerwillig. Wie jeder Chauffeur konnte er es nicht ausstehen, wenn Fahrgäste ihm seinen Job erklärten. Aber er befolgte Livias Anweisung und steuerte den Highway 54 an. Nach einer knappen Stunde erreichten sie die Kreuzung südlich von Newnan und fuhren auf der Interstate 85 einige Meilen zurück nach Norden. Am Horizont stiegen Rauchfäden in den Himmel. Livia sah das Blinken von Rettungsfahrzeugen. Sie nahmen die Ausfahrt am örtlichen Krankenhaus und passierten eine Phalanx von TV-Übertragungswagen mit Satellitenschüsseln auf den Dächern.
»Fahren Sie weiter und machen Sie ein genervtes Gesicht.«
Livia reichte Ramón einen Plastikausweis mit farbigem Halsband nach vorne. Das offiziell aussehende Dokument war an sich wertlos. Es stammte von einem Besuch in Camp David, dem Sommersitz des amerikanischen Präsidenten, bei dem Livia im vergangenen Jahr zugegen war. Wer genau hinsah, konnte das längst abgelaufene Datum erkennen. Von weitem jedoch sah man nur zwei Dinge: das Logo des Weißen Hauses und ein Passbild von Livia Chang.
Der Fahrer klemmte den Ausweis unter die Windschutzscheibe. Sie erreichten einen Kontrollpunkt, den nur Rettungsfahrzeuge passieren durften. Ihr Fahrer spielte seine Rolle gut. Er tippte auf den Ausweis und machte eine ungeduldige Geste mit dem Zeigefinger. Der Feuerwehrmann an der Zufahrt winkte den Lincoln ohne zu zögern durch. Ein CNN-Team filmte sie sogar, vermutlich, weil es gerade nichts anderes zu filmen gab.
Ramón steuerte das Auto noch einige hundert Meter weiter, bis ein weiterer Feuerwehrmann sie anwies, auf einem Stück Wiese zu parken. Livia stieg aus dem Fond, strich den Rock ihres Kostüms glatt und begrüßte den Lockenkopf mit Handschlag. Er hatte eine kräftige Statur, rotgraue Locken und stellte sich als Bill Walsh vor. Sie sagte nur »Sehr erfreut. Chang« und fischte den Ausweis des Weißen Hauses aus dem Lincoln.
»Ist das Go-Team des NTSB schon da?«
»Noch nicht, Ma'am, die nördlichen Zufahrten sind ziemlich dicht, wegen der vielen Rettungsfahrzeuge. Die NTSB-Leute müssten aber jede Minute eintreffen.«
Livia hängte sich den Ausweis an dem dunkelblauen Plastikband um und verschränkte ihre Arme, um die Details zu verdecken. Sie lehnte sich an den Kotflügel des Lincoln.
»Grauenhafte Sache, was Bill?«
»Absolut, Ma'am.«
»Wie viele Opfer werden es am Ende sein.«
»Noch nicht klar, einige werden noch in Intensivstationen behandelt. Von den Passagieren und der Crew hat mit Sicherheit niemand überlebt. Aber einige der

Menschen, die es am Boden erwischt hat, könnten es schaffen. Zum Glück waren die meisten Anwohner noch bei der Arbeit und die Kinder in Schulen. Sonst hätten wir hier ein echtes Gemetzel.«
»Das örtliche Krankenhaus wird kaum ausreichen, oder?«
»Wir haben insgesamt vier Kliniken beliefert, Ma'am. Und diese hier...« Walsh deutete auf drei kastenförmige Schwerlaster mit wummernden Kühleinheiten auf dem Dach. Livia ahnte, worum es sich handelte. Es waren mobile Leichenwagen. Logisch, mindestens 150 Tote, viele vermutlich zerstückelt, die konnten nicht alle beim County Coroner, dem örtlichen Leichenbeschauer, abgeliefert werden.
»Gute Arbeit, Bill.«
Sie stieß ein betrübtes Pfeifen aus und ließ ihren Blick über die Szenerie schweifen. Die ruinierten Wohnhäuser, die Flugzeugteile, das Seitenleitwerk, der Walmart. Das Gelände sah aus wie ein gigantischer Schrottplatz. Sie stellte keine weiteren Fragen, um nicht als Laie – oder noch schlimmer, als Pressevertreterin – aufzufallen.
Aus der gleichen Richtung, aus der sie gekommen war, näherten sich zwei schwarze Kleinbusse und ein Transporter. Die Fahrzeuge parkten neben dem Lincoln, in dem Ramón Gonzales am Steuer saß. Gut zwei Dutzend Menschen, fast alle Männer, stiegen aus den Kleinbussen. Ein Kahlkopf Ende fünfzig mit buschigem Schnurrbart ging auf Bill Walsh zu. Er stellte sich als Leiter des Go-Teams des National Transportation Safety Board vor. Livia wartete, bis der Rest des Trupps seinem Boss folgte und näherte sich von hinten. Sie erhob ihre Stimme laut und deutlich.
»Guten Morgen allerseits.«.
Die NTSB-Leute wendeten sich um, zunächst erstaunt, dann genervt, als sie Changs Ausweis wahrnahmen. Sie hielten sie für eine Aufpasserin aus dem Weißen Haus.
»Mein Name ist Chang. Bitte lassen Sie sich durch meine Anwesenheit keinesfalls stören. Wir machen alle nur unseren Job.«
Mit einer lässigen Bewegung schloss sie den Knopf ihres Jacketts über dem falschen Ausweis und hob den rechten Unterarm, um dem Untersuchungsteam den Vortritt zu lassen.
Der Kahlkopf mit dem Schnauzbart kniff die Augen zusammen, wendete sich wieder Bill Walsh zu und folgte mit seinen Leuten dem Feuerwehrmann mit seinen Leuten. Der Pulk stieg über niedrig hängende Absperrbänder auf eine leichte Anhöhe. Von dort oben sah es aus, als sei ein Tornado durch das Wohnviertel gezogen. Schlimmer noch, weil nicht nur Häuser plattgemacht waren, sondern auch das Erdreich wie von einem monströsen Pflug aufgewühlt war. Livia erspähte ein Flugzeugtriebwerk in einem Vorgarten. Einige hundert Meter dahinter ragte das Seitenleitwerk in die Luft. Der Feuerwehrmann gab einen kurzen Überblick über die bislang bekannten Fakten. Chang schoss einige Fotos mit ihrem Smartphone und nahm ein paar Videos auf.
»Ist der Präsident an Katastrophenbildchen interessiert?«
Der Spott in der Stimme des NTSB-Teamchefs war unüberhörbar.
»Nicht nur er«, sagte Chang mit einem vieldeutigen Lächeln.
Der NTSB-Mann hob die Hand und fing an, seinem Team Anweisungen zu geben.
»Okay Leute, Murph und Nguyen suchen den CVR. Chuck und Lizzie die Black Box. Die Ortungssignale müssten deutlich messbar sein. Ron leitet das Hardware-Team. Wie immer erst die Triebwerke, dann Steuerflächen, Flügel, Tanks und Rumpf. Ramirez, du kümmerst dich um die Kräne und Schwertransporter. Am Ende kommt der ganze Scheiß in unsere Leichenhalle.«
Livia hätte gerne gefragt, was er mit Leichenhalle meinte. Vermutlich war es der Techniker-Jargon für

den Ort, an dem man die Trümmer eines Flugzeugwracks zusammentrug, sortierte und wie ein gewaltiges Puzzle zusammensetzte, um die Absturzursache zu finden.
Die NTSB-Leute verteilen sich in Kleingruppen auf dem Feld. Einige packten elektronische Geräte aus, andere Fotoapparate, Werkzeuge und Nummerntafeln.
Livia blickte eine Weile lang hinterher, machte noch ein paar Bilder und wendete sich wieder dem Feuerwehrmann zu.
»Bill, ich müsste mal den Papierkram sehen, die Listen der Opfer und Patienten. Alles, was bisher bekannt ist.«
»Klar, Ma'am.«
Der Feuerwehrmann führte Livia Chang den Hügel hinab in ein provisorisches Zelt des Katastrophenschutzes. Dort drückte er ihr ein Klemmbrett mit mehreren B5-Papieren in die Hand. Das meiste waren Tabellen mit Namen von Opfern, Altersangaben, Fundorten. Viele Details fehlten noch, vor allem Namen, weil man die meisten Toten noch nicht identifiziert hatte.
Eine weitere Liste führte die Verletzten auf, die in umliegende Kliniken gebracht worden waren. Das waren Ortsansässige, die von Wrackteilen getroffen worden waren oder Verbrennungen erlitten hatten. Livia las die Namen von drei großen Unfallkrankenhäusern der weiteren Umgebung. Und eine Spezialklinik: das Henfield Center for Psychiatric Care. Dorthin war nur eine einzige Person gebracht worden. Eine Frau namens Maria Jiménez.
Livia tippte mit dem Finger auf den Namen und blickte Walsh an: »Ist das üblich? Dass man ein Opfer eines Flugzeug-Absturzes in die Psychiatrie bringt?«
»Nein Ma'am, aber in diesem Fall ging es nicht anders.«
Das Funkgerät des Feuerwehrmanns knackte. Der Anführer des Untersuchungsteams meldete sich. Aus einer Tragfläche tropfte noch immer Kerosin. Der NTSB-Mann bat Walsh, die Stelle zu sichern. Walsh entschuldigte sich bei Livia Chang und eilte aus dem Zelt.
Livia blickte noch eine Weile auf die Listen der Opfer. Sie entdeckte, dass es eine Spalte gab, in der die Verletzungen eingetragen wurden, meist mit Kürzeln medizinischer Fachausdrücke. Frakturen, Rupturen, Quetschungen. Im Fall von Maria Jiménez war dieses Feld durchgestrichen. Die Frau war offenbar körperlich unversehrt. Bis auf ein akutes psychiatrisches Problem. Ein massives Trauma, vermutete Livia.
Sie entdeckte einen Post-it-Notizzettel mit der Mobilnummer von Bill Walsh, speicherte die Ziffern in ihrem Telefon und verließ das Zelt. Sie machte es sich auf der Rückbank des Lincoln bequem, wo sie auf ihrem Laptop einen 1500 Wörter langen Artikel schrieb, den sie mit mehreren Fotos und einem eilig zusammengeschnittenen 45-Sekunden-Video direkt an das Newsdesk ihrer Zeitung schickte. Namen von Opfern nannte sie keine. Das gehörte sich nicht.
Erschöpft lehnte sie sich zurück. Das war die Pflichtübung gewesen. Den aktuellen Bericht von der Unfallstelle hätte jeder bessere Volontär hinbekommen. Außer vielleicht den Trick mit dem falschen Ausweis. Doch die eigentliche Arbeit stand erst noch bevor. Was war die Ursache des Absturzes? Menschliches Versagen? Ein Anschlag? Ein technisches Problem? Livia suchte einen Anhaltspunkt, an dem sie ansetzen konnte. Ein Puzzleteil, von dem aus sie weiter recherchieren konnte.
Bei den NTSB-Leuten konnte sie sich nicht mehr blicken lassen. Ihr Bericht mit den Exklusivbildern würde in wenigen Minuten online gehen. In der Zentrale des National Transportation Safety Board dürfte das ein Erdbeben auslösen, gefolgt von einem deftigen Anschiss für das Go-Team, das sich von einer Journalistin auf das abgesperrte Gelände begleiten ließ. Der Schnauzbartträger würde ihr bei nächster Gelegenheit vermutlich eines der Wrackteile an den Kopf schleudern.
Livias Reporterinstinkt begann um eine offene Frage zu kreisen: Wieso wurde diese einzelne Patientin – wie hieß sie gleich? Jiménez? – in eine psychiatrische Klinik gebracht und nicht in ein Unfallkrankenhaus? War die Frau nur besonders empfindlich, oder hatte sie etwas Traumatisierendes erlebt?
Zweifellos konnte Maria Jiménez etwas über den Absturz erzählen, dachte Livia.

ERSCHEINT AM:

26-01 23

512
SEITEN

18,00 €|D
18,50 €|A

PATRICK ILLINGER

CORTEX
Paperback
ISBN 978-3-492-06317-3

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an:
sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen)
press_reader@piper.de
(Presse)

GOING BACK

WO FING DAS BÖSE AN?

In ihrem außergewöhnlichen Thriller »Going Back« stellt die mehrfache britische Bestsellerautorin Gillian McAllister ihre Protagonistin Jen vor einige elementare Fragen. Denn würde eine Mutter nicht alles für ihr Kind tun? Selbst, wenn der eigene Sohn zum Mörder wird? Und was, wenn man die Möglichkeit bekäme, diesen Mord ungeschehen zu machen? Das Ergebnis ist ein atmosphärischer Zeitschleifen-Thriller, der Mutterschaft und mütterlichen Instinkt in den Fokus rückt.

WERKSTATTBERICHT

Es ist nach Mitternacht, als Jens achtzehnjähriger Sohn Todd endlich nach Hause kommt. Im Dunkeln holt ihn ein Mann ein. Plötzlich zückt Todd ein Messer und tötet den Fremden. Jen kann kaum begreifen, was sie gerade beobachtet hat. Sie weiß nicht, wer das Opfer ist. Sie weiß nicht, warum er sterben musste. Sie weiß nur, dass die Zukunft ihres Sohnes verloren ist.
In dieser Nacht schläft Jen verzweifelt ein. Als sie aufwacht, ist es der Tag vor der schrecklichen Tat. An jedem weiteren Morgen erwacht sie noch früher, weiter im Gestern. Jen begreift, dass irgendwo in der Vergangenheit eine Antwort liegt. Der Auslöser für dieses Verbrechen, der Moment, in dem das Böse seinen Anfang nahm. Und ihre einzige Chance, ihren Sohn zu retten.

Mit »Going Back« hat Gillian McAllister einen Thriller der besonderen Art geschaffen, der Leser:innen weltweit begeistert und sowohl die Sunday Times- als auch die New York Times-Bestsellerlisten stürmte. Welchen Weg die Geschichte von der Idee bis zum fertigen Buch nahm, welche Hürden der Schreibprozess für sie bereithielt und wie sie dennoch den Überblick behielt, verrät uns die Autorin in diesem exklusiven Einblick in ihre Arbeit am Buch.

»Ich werde mich immer an den Moment erinnern, in dem ich die Idee für ›Going Back‹ hatte. Es war ein nebliger, knochenkalter Tag im November 2019. Ich war in der Dämmerung mit meinem Hund spazieren gegangen, um gerade einmal halb fünf am Nachmittag. Ich war mit dem Schreiben fertig und setzte mich ins Wohnzimmer, um die Sechs-Uhr-Nachrichten zu sehen. Das mache ich normalerweise nicht – ich weiß nicht, wieso es anders kam –, aber ich bin auf ewig dankbar, dass ich es an diesem Tag getan habe.

Ich hatte kurz zuvor mit meinem Mann ›Russian Doll‹ auf Netflix gesehen, und mir war aufgefallen, dass ich noch keiner Zeitschleifen-Story begegnet war, in der die Hauptfigur ein Verbrechen aufklären muss. Dieser Gedanke schwirrte also noch in meinem Hinterkopf herum, wie es so oft der Fall ist, und an diesem Abend kam in den Nachrichten ein Bericht über Messerstechereien. Konkret ging es um eine Frau, deren Sohn zum Verbrecher wurde und die nicht einmal geahnt hatte, dass er eine Waffe besaß.

Das war der Moment. Mein Gehirn setzte zwei Teile zusammen: Was, wenn du Zeuge wirst, wie dein Sohn ein Verbrechen begeht, und in eine Zeitschleife gerätst, um es zu verhindern? Aber anstatt denselben Tag immer wieder zu erleben, wachst du im Gestern auf und dann im Vorgestern. Dieser letzte Teil – dass es rückwärts gehen würde – ergab für mich sofort Sinn. Die meisten Kriminalromane führen gedanklich in die jüngste Vergangenheit, um herauszufinden, warum ein Verbrechen begangen wurde oder wer es begangen hat, aber in meinem Roman würde man buchstäblich in die Vergangenheit gehen. Damals wusste ich es noch nicht, aber dieser Moment auf dem Sofa, während draußen der Novembernebel aufstieg, sollte mein Leben für immer verändern.

Ich schrieb ›Going Back‹ von Sommer 2020 bis Sommer 2021. Ich hatte die Idee schon sehr früh in meinem Schreibkalender, so dass ich Zeit hatte, sie zu vertiefen. Man könnte meinen, dass dieser rückwärtsgerichtete, nicht-lineare Roman so komplex war, dass der Schreibprozess extrem schwierig gewesen wäre, aber genau das Gegenteil war der Fall. Vielleicht lag es daran, dass ich das Buch während zweier Corona-Lockdowns plante und schrieb, in denen ich kaum etwas anderes zu tun hatte. Vielleicht auch daran, dass ich eine lange Vorlaufzeit hatte, um die Handlung sacken zu lassen. Ich weiß noch, wie ich mit meinem Vater an meinem Esstisch saß, kurz bevor die Pandemie ausbrach, und ein paar Kernpunkte festhielt: Die Tat passiert in der Nacht, in der die Uhren zurückgestellt werden.

Die Heldin beobachtet alles von einem Panoramafenster in ihrem Haus aus. Am ersten rückwärts gelebten Tag, dem Tag -1, findet Jen ein Messer in der Schultasche ihres Sohnes, was ihr bestätigt, dass ihre Vorahnung stimmt. Dies sind die Eckpfeiler des Romans, die Aspekte, die es durch acht Rohfassungen bis in den Druck geschafft haben. Die Geschichte schien förmlich aus mir herauszusprudeln (was absolut nicht bei allen meinen Büchern der Fall ist!).

In meiner langen, schmalen Küche hatte ich während des Schreibprozesses zwei Zeitleisten an den Wänden angebracht. Auf der linken Seite befand sich ein vorwärts gerichteter Zeitstrahl, den ich kurz und bündig ›Was ist wirklich passiert?‹ nannte. Der andere Zeitstrahl an der rechten Wand verlief rückwärts, mit Hinweisen in der Reihenfolge, in der meine Protagonistin sie entdeckt. Jeden Morgen nahm ich jeweils einen Post-it-Zettel von links und rechts, verglich sie miteinander und schrieb die Szene. Ich hatte einen Riesenspaß dabei! Ich weiß noch, dass ich an den Tagen, an denen der zweite und dritte Lockdown angekündigt wurden, zu meiner besten Freundin sagte: ›Ich werde mich einfach verkriechen und ein hervorragendes Buch schreiben.‹ Ich hoffe sehr, dass ich das geschafft habe!

Natürlich gab es Stolpersteine. Anfangs wurde Jen jede Nacht auf dem Treppenabsatz erneut Zeugin des Verbrechens, und es änderte sich, je nachdem, was sie in der Vergangenheit verändert hatte. Das war aber, zusammen mit der rückwärts laufenden Zeitachse, zu kompliziert und verwirrend für die Leser:innen. Aber als ich diesen Aspekt herausgenommen hatte, fehlte mir ein Weg, um das, was Jen jeweils herausfand, auf andere Weise darzustellen. Das war ein schwieriges Unterfangen und gelang mir erst in einem späten Stadium des Lektoratsprozesses. Ich hatte das Gefühl, das Buch aus seinem übersichtlichen Zusammenhang gerissen zu haben und alles irgendwie wieder zusammensetzen zu müssen, mit allen losen Fäden.

Das Einzige, was mir von Anfang an klar war, war das Ende. Das ist nicht immer so – und bei einigen meiner besten Bücher hat sich das Ende erst während des Schreibprozesses ergeben. Aber bei diesem Buch wusste ich es immer; schon ab dem ersten Kapitel wies mir ein Pfeil den Weg zum Ziel. Für mich war es offensichtlich, für die Leser:innen hoffentlich unvorhersehbar, aber letztendlich auch befriedigend. Die entscheidende Wendung zu verstecken, war eine der schwierigsten Herausforderungen beim Schreiben. An manchen Abenden saß ich auf einem Barhocker an der Küchentheke und gab meinem Mann Hinweise, während er kochte: Wenn er die Wendung erriet, wurde der Hinweis aus dem Buch entfernt (er hatte es irgendwann satt).

Auch wenn ›Going Back‹ ein wendungsreicher Thriller ist, so ist es doch letztlich eine Hommage auf das Muttersein: Jen geht davon aus, dass ihr Sohn einen Mord begangen hat, weil sie ihn nicht richtig erzogen hat. Als sie sich in die Vergangenheit begibt, liegt ihr Fokus auf ihrer vermeintlich erfolglosen Erziehung. Aber sollte er das überhaupt? Ich hoffe, dass dieses Buch eine Würdigung aller Frauen ist, die Mütter, die das Gefühl haben zu versagen, die Ehefrauen, Töchter und Schwestern, die an sich selbst zweifeln: Sie alle sind gut genug, genau wie Jen.«

Gillian McAllister

REESE WITHERSPOON WÄHLTE GILLIAN MCALLISTERS »GOING BACK« ALS AUGUSTLEKTÜRE FÜR IHREN BUCHCLUB UND HOB ES DAMIT AUF PLATZ 2 DER NEW YORK TIMES BESTSELLERLISTE!

Das sagt Reese Witherspoon über das Buch

»Die August-Lektüre des @reesesbookclub ist ›Going Back‹ von @gillianmauthor. Dieses Buch ist SO gut. Es handelt von einer Mutter, die sich Sorgen um ihren jugendlichen Sohn macht, weil er eines Abends lange unterwegs ist. Als sie aus dem Fenster schaut, sieht sie, wie er einen Mann in ihrem Vorgarten ersticht (!!), aber als sie am nächsten Morgen aufwacht, ist es der Tag, bevor ihr Sohn die Tat begeht. Sie reist immer weiter in die Vergangenheit zurück, um herauszufinden, was mit ihrem Sohn passiert ist. Das Buch ist EXTREM spannend und perfekt für den Abschluss des Sommers. Ich kann es kaum erwarten zu hören, was ihr denkt!«

FUN FACTS ZUM SCHREIBPROZESS: DIE AUTORIN SASS GANZE 1.603 STUNDEN AM MANUSKRIPT, BRAUCHTE SIEBENEINHALB WOCHEN FÜR DIE ERSTE ROHFASSUNG UND ARBEITETE INSGESAMT NEUN MONATE LANG JEWEILS SECHS TAGE DIE WOCHE AM BUCH.

LESEPROBE

Tag null

Jen ist froh, dass die Uhren heute Nacht zurückgestellt werden. Eine gewonnene Stunde, in der sie vertuschen kann, dass sie wach bleibt, um auf die Rückkehr ihres Sohns zu warten.
Es ist Samstagnacht, Ende Oktober. Bald ist Halloween. Jen sagt sich, dass Todd achtzehn ist, ihr Septemberbaby ist jetzt erwachsen. Er kann tun und lassen, was er will.
Heute Abend hat sie eine Menge Zeit damit zugebracht, unbeholfen an einem Kürbis herumzuschnitzen. Sie platziert ihn auf dem Sims des großen Fensters mit Blick auf die Einfahrt und zündet die Kerze darin an. Sie hat ihn aus demselben Grund geschnitzt, aus dem sie die meisten Dinge macht – weil sie das Gefühl hatte, sie sollte es tun –, aber auf seine eigene, schroffe Art ist er sogar recht hübsch geraten.
Sie hört die Schritte ihres Mannes Kelly auf dem Treppenabsatz über sich, und wendet sich um. Es ist untypisch für ihn, dass er noch auf ist, denn er ist die Lerche und sie die Eule. Jen betrachtet ihn. Ein paar wenige der dunklen Brusthaare sind im letzten Jahr, seinem dreiundvierzigsten, weiß geworden. »Du warst fleißig.« Er deutet auf den Kürbis.
»Alle haben einen gemacht«, ist Jens wenig überzeugte Erklärung. »Die ganze Nachbarschaft.«
»Wen kümmert das schon?«, erwidert er. Typisch Kelly. »Todd ist noch nicht da.«
»Für ihn ist es noch früh am Abend«, sagt er. Ganz schwach ist sein walisischer Tonfall in den ausbuchstabierten Silben zu erkennen, als stolpere sein Atem über eine Bergkette. »War nicht ausgemacht, dass er um ein Uhr nach Hause kommt?«
Es ist ein klassischer Dialog zwischen ihnen. Jen macht sich sehr viele Gedanken, Kelly möglicherweise zu wenige. Sie wirft einen Blick auf die Straße, hält Ausschau nach Todd, dann sieht sie wieder zu Kelly.
»Kommst du ins Bett? Ich kann kaum fassen, dass ich mit der Merrilocks-Sache fertig bin«, sagt er gedehnt. Er hat die ganze Woche den viktorianischen Fliesenboden eines Hauses in der Merrilocks Road restauriert. Allein, ohne Unterstützung, so wie Kelly es am liebsten mag. Er hört sich einen Podcast nach dem anderen an und sieht kaum einen Menschen. Kompliziert und irgendwie unerfüllt, so ist Kelly.
»Ja«, sagt sie. »Bald. Ich will nur wissen, dass er sicher daheim ist.«
»Der wird jeden Augenblick mit einem Döner in der Hand auftauchen«, meint Kelly mit einer wegwerfenden Bewegung. »Bleibst du auf, um was von den Pommes abzubekommen?«

ETWAS STIMMT HIER NICHT. IRGENDETWAS WIRD PASSIEREN.

»Hör auf«, sagt Jen lächelnd.
Kelly zwinkert und kehrt zurück ins Bett.
Ziellos durchstreift Jen das Haus. Sie denkt an den Fall, mit dem sie gerade zu tun hat, eine Scheidung, bei der sich das Paar vordergründig um ein Geschirrservice streitet, aber im Grunde natürlich über den Treuebruch. Sie hätte ihn nicht annehmen sollen, sie kümmert sich bereits um dreihundert Fälle. Aber Mrs Vichare hatte Jen beim ersten Gespräch angesehen und gesagt: »Wenn ich ihm diese Teller geben muss, dann verliere ich alles, was mir lieb und teuer ist«, und Jen hatte nicht widerstehen können. Sie wünschte, sie würde sich weniger Gedanken machen – um fremde Menschen, die sich scheiden lassen, um Nachbarn und beschissene Kürbisse –, aber sie kann nicht anders.
Sie kocht sich einen Tee und nimmt ihn mit ans Panoramafenster, wo sie ihre Wache fortsetzt. Sie wird so lange warten wie nötig. Beide Enden der Elternschaft – die Jahre mit dem Neugeborenen und die mit dem beinahe Erwachsenen – sind von Schlafentzug geprägt, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen.
Das Haus haben sie wegen dieses Fensters gekauft, das exakt in der Mitte des dreistöckigen Gebäudes liegt. »Wie die Könige werden wir von dort hinausschauen«, hatte Jen gesagt, und Kelly hatte gelacht.
Sie blickt in den Oktobernebel, und da, endlich, taucht Todd auf der Straße auf. Jen entdeckt ihn in dem Augenblick, als die Uhr auf dem Handy von 01:59 auf 01:00 zurückspringt. Sie verkneift sich ein Lächeln: Dank der Zeitumstellung ist er nicht zu spät dran. Typisch Todd, er findet die linguistischen und semantischen Kapriolen in der Auseinandersetzung um die vereinbarte Uhrzeit interessanter als die eigentlichen Gründe.
Schnell kommt er die Straße herauf. Er besteht nur aus Haut und Knochen, scheint nie auch nur ein Gramm zuzulegen. Beim Gehen bohren seine Knie Ecken in die Jeans. Der Nebel schluckt die Farben, die Bäume und Gehsteige sind schwarz, die Luft ein milchiges Weiß. Die Welt besteht aus Grauschattierungen.
Ihre Straße am Ortsrand von Crosby ist unbeleuchtet. Vor dem Haus hat Kelly eine Laterne wie aus dem Land Narnia installiert. Er überraschte Jen damit. Die Lampe ist schmiedeeisern und teuer, und Jen hat keine Ahnung, wie er sie sich leisten konnte. Bei Bewegung schaltet sie sich ein.
Aber Halt. Todd hat irgendetwas bemerkt. Abrupt bleibt er stehen und kneift die Augen zusammen. Jen folgt seinem Blick und sieht es auch: Eine Gestalt hastet aus der Gegenrichtung herbei. Der Mann ist älter als Todd, viel älter. Das lässt sich an seinem Körperbau und seinen Bewegungen erkennen. Solche Dinge fallen Jen auf. Schon immer. Das macht sie zu einer guten Anwältin. Sie legt die heiße Handfläche an die kühle Fensterscheibe.
Etwas stimmt hier nicht. Irgendetwas wird passieren. Das weiß Jen ganz sicher, ohne es benennen zu können.

»Ungewöhnlich und vollkommen einzigartig. Ein Meisterwerk, das es in sich hat!«
CLAIRE DOUGLAS

»Die faszinierendste Idee für einen Roman, die ich seit Langem gesehen habe.«
IAN RANKIN

»Ein genial angelegter Genre-Mix, der die Zeit rückwärts laufen lässt. Eine Meisterleistung!«
THE GUARDIAN

»Der perfekte Thriller, jedes Wort, jeder Moment. Eine Glanzleistung!«
LISA JEWELL

»Hervorragend gemacht, unglaublich spannend und ergreifend.«
LUCY CLARKE

»Spannend. Verworren. Unerwartet feinfühlig.«
THE NEW YORK TIMES

»Zweifellos der beste Thriller, den ich je gelesen habe.«
LIA LOUIS

»Gewagt, raffiniert, inspirierend, ungewöhnlich. Worauf warten Sie?«
A.J. FINN

WIE KAMERA-KLICKS SCHIESSEN IHR DIE GEDANKEN DURCH DEN KOPF.

Es ist ihr Instinkt für Gefahren, genauso fühlt sie sich bei Feuerwerken, an Bahnübergängen und Felskanten. Wie Kameraklicks schießen ihr die Gedanken durch den Kopf, einer nach dem anderen.
Sie setzt die Tasse auf dem Fensterbrett ab, ruft Kelly und rennt, zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinunter. Der gestreifte Läufer unter ihren nackten Füßen ist rau. Sie schlüpft in die Schuhe und hält, die Hand auf dem metallenen Türgriff, eine Sekunde inne.
Was? Was ist das für ein Gefühl? Sie kann es sich nicht erklären.
Ist es ein Déjà-vu? So etwas widerfährt ihr nur selten. Sie blinzelt, und das Gefühl, substanzlos wie Rauch, vergeht. Was war das? Ihre Hand auf dem Messinggriff? Der gelbe Lichtschein vor dem Haus? Nein, sie erinnert sich nicht. Es ist vorbei.
»Was ist?«, fragt Kelly, der hinter ihr auftaucht.
»Todd … er ist dort draußen … mit jemandem.«
Sie hetzen hinaus. Sofort kühlt die Herbstkälte ihre Haut aus. Jen läuft auf Todd und den Fremden zu. Aber noch bevor sie überhaupt versteht, was passiert, brüllt Kelly: »Stopp!«
Todd rennt und packt den Fremden innerhalb von Sekunden an der Vorderseite seiner Kapuzenjacke. Mit nach vorne gereckten Schultern steht er vor ihm, ihre Körper dicht aneinandergepresst. Der Fremde steckt eine Hand in die Tasche.
Kelly rennt auf sie zu, er wirkt panisch, seine Augen schießen rechts und links die Straße hinauf und hinunter. »Todd, nicht!«, sagt er.
Da bemerkt Jen das Messer.
Das Adrenalin schärft ihren Blick, als sie sieht, was passiert. Ein schneller, akkurater Stich. Und dann verlangsamt sich alles: die Bewegung des Arms beim Herausziehen, die Kleider leisten zunächst Widerstand und geben schließlich das Messer frei. Mit dem Messer kommen zwei weiße Federn heraus, die wie Schneeflocken ziellos durch die eisige Luft schweben. Jen starrt auf das Blut, das zu spritzen beginnt, es sind riesige Mengen. Offenbar hat sie sich hingekniet, denn sie merkt, wie der Kies auf dem Gehweg runde Löcher in ihre Knie prägt. Sie hält ihn im Arm, öffnet seine Jacke und spürt, wie ihr das heiße Blut an den Händen herabströmt, zwischen die Finger und über die Handgelenke. Sie knöpft sein Hemd auf. Sein Oberkörper wird überflutet. Immer wieder verschwimmen die drei münzschlitzgroßen Wunden vor ihren Augen, als versuche man, auf den Grund eines roten Teichs zu blicken. Ihr Körper ist eiskalt.
»Nein.« Als sie schreit, ist ihre Stimme schwer und feucht.
»Jen«, sagt Kelly heiser.
Da ist so viel Blut. Sie legt ihn in die Einfahrt und beugt sich über ihn, betrachtet ihn aufmerksam. Sie hofft, dass sie sich täuscht, doch einen Augenblick lang hat sie das sichere Gefühl, dass er nicht mehr da ist. Irgendetwas stimmt nicht mit dem gelben Laternenlicht, das auf seine Augen trifft.
Die Nacht ist vollkommen still, und es scheinen einige Minuten zu vergehen, bis sie schockiert blinzelt und zu ihrem Sohn aufsieht.
Kelly hat Todd von dem Opfer fortgezogen und beide Arme um ihn geschlungen. Kellys Rücken ist ihr zugewandt, und Todd blickt sie an, über die Schulter seines Vaters sieht er ungerührt auf sie herab. Er lässt das Messer fallen. Es klingelt wie eine Kirchenglocke, als das Metall auf den vereisten Gehsteig trifft. Er wischt sich mit der Hand über das Gesicht und hinterlässt dort eine blutige Spur.
Jen starrt ihm ins Gesicht. Möglicherweise zeigt es Reue, möglicherweise auch nicht. Sie weiß es nicht. Jen blickt hinter die Fassade fast aller Menschen, Todd aber hat sie noch nie durchschaut.

ERSCHEINT AM:

27-04^{23}

448
SEITEN

17,00 €|D
17,50 €|A

GILLIAN McALLISTER

GOING BACK – WO FING DAS BÖSE AN?
Aus dem Englischen von Maria Hochsieder
Klappenbroschur
ISBN 978-3-492-06416-3

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an:
sales_reader@piper.de (BuchhändlerInnen)
press_reader@piper.de (Presse)

IM NAMEN DES WOLFES

Richard Swan hat seine Schriftstellerkarriere als Selfpublisher für Science-Fiction-Romane gestartet und arbeitet im Hauptberuf als Anwalt für Handelsstreitigkeiten. Mit »Im Namen des Wolfes« hat er nicht nur sein Verlags- und Fantasydebüt vorgelegt, sondern auch etwas geschafft, was den wenigsten Fantasyautor:innen gelingen dürfte: Er hat seinen Hauptberuf in sein Schreiben integriert. Die Hauptfigur seiner neuen Trilogie »Die Chroniken von Sova« ist nämlich nicht etwa Ritter, sondern Richter.

INTERVIEW

Lieber Richard, in Ihrer Autorenbiografie teilen Sie uns mit, dass Sie Jura studiert haben und als Anwalt arbeiten. Da ist die Frage naheliegend: Hat Ihr Berufsalltag Sie zu der ungewöhnlichen Entscheidung inspiriert, die Hauptfigur der Chroniken von Sova-Trilogie zu einem Richter machen? Und inwieweit hat Ihnen Ihr beruflicher Hintergrund beim Schreiben dieser Geschichte geholfen?
Meine tägliche Arbeit als Anwalt hat sicherlich den Grundstein für die Idee der »Fantasy-Anwälte« gelegt. Ich hatte schon länger darüber nachgedacht, wie ich Anwälte in ein Fantasy-Setting einbauen könnte. Die ersten Überlegungen gingen in Richtung eines Gerichtsdramas, in dem die Anwälte eine Form der sprachbasierten Magie, die so genannte »Legomantie«, einsetzen; aber erst nachdem ich *Witcher 3: Wild Hunt* auf meiner Xbox gespielt hatte, nahm die Idee eines umherziehenden Ermittlers/Staatsanwalts in meinem Kopf Form an. Das und die *Cicero*-Trilogie von Robert Harris waren die beiden größten Inspirationsquellen für *Im Namen des Wolfes* (was wahrscheinlich erklärt, dass viel davon sich mittelalterlich-germanisch, slawisch und römisch anfühlt).
Mein beruflicher Hintergrund hat mir beim Schreiben der Geschichte sehr geholfen. Ich habe mehrere Jahre lang an der Klärung riesiger Handelsstreitigkeiten mitgearbeitet, bei denen es manchmal um Milliarden Pfund ging. Und diese Angelegenheiten haben eine echte Tiefe und Komplexität, die ich versucht habe, in die fiktive Welt der *Chroniken von Sova* zu übertragen. Ich habe immer sehr viel Spaß dabei, die Leute daran zu erinnern, dass *Im Namen des Wolfes* schlussendlich ein Roman über Versicherungsbetrug im Handel ist!
Das System des Richterrechts im Roman ist zwar stark von meinen eigenen Erfahrungen als Anwalt beeinflusst, aber ich habe auch akademische Aspekte des Rechts, die ich an der Universität und danach studiert habe, wie Rechtsphilosophie, Rechtsethik usw., mit einbezogen. Ich bin schon seit meinen ersten Ausflügen in die Rechtswissenschaft von der Rechtsphilosophie fasziniert, insbesondere vom Unterschied der Konzepte des Konsequentialismus und des Deontologismus, von den Menschenrechten, dem Naturrecht und dem Konzept des Gesellschaftsvertrags. Und das alles sind Themen, die ich – auf hoffentlich interessante Weise – im Roman erforscht habe.

Ihre Hauptfigur, Junker Konrad Vonvalt, ist eine sehr interessante Persönlichkeit, und sein Beruf macht ihn unter den anderen Protagonist:innen der High Fantasy zu etwas Besonderem. Wie viel von Ihnen selbst steckt in Vonvalt? Oder identifizieren Sie sich mehr mit der Erzählerin Helena in ihrer beobachtenden Position?
In gewisser Weise repräsentieren beide verschiedene Aspekte meiner Persönlichkeit zu unterschiedlichen Zeiten meines Lebens. Vonvalt glaubt fest an die Macht eines unabhängigen, säkularen Systems: das Richterrecht, das eine der großen Institutionen seiner Zivilisation darstellt. Aber im Laufe der Zeit muss er lernen, die Dinge etwas pragmatischer zu sehen. Am Anfang meiner Arbeit als Anwalt war ich, glaube ich, etwas naiv in Bezug darauf, mit wie viel Unrecht Menschen davonkommen können, wenn sie genug Geld haben; zehn Jahre später habe ich festgestellt, dass mich nur noch sehr wenig schockieren kann.

Wie kam es zu der Entscheidung, die Geschichte aus Helenas Sicht und nicht aus der von Vonvalt zu erzählen? Das ist für die High Fantasy eher ungewöhnlich, und für mich ist es ein großer Teil dessen, was *Im Namen des Wolfes* besonders macht.
Ich denke, dass es zwar sehr interessant ist, eine Geschichte *über* Vonvalt zu hören, aber ich glaube nicht, dass es spannend wäre, *von ihm* zu hören. Er ist ein ernster, kompromissloser und undurchsichtiger Mann, der von einem strengen beruflichen und ethischen Kodex geleitet wird. Ich habe das Gefühl, dass seine Erzählung ziemlich trocken und förmlich wäre, und da er immer Recht haben will, würde er wahrscheinlich bestimmte Dinge umdeuten, damit sie in seine Erzählung passen, oder die Gründe für sein Handeln bis in die kleinsten Details erklären. In der Welt der *Chroniken von Sova* ist Vonvalt ein »großer Mann der Geschichte«, und ich denke, wenn man sich auf diese Weise in seinen Kopf hineinversetzen und all seine Gedanken herauskitzeln und entschlüsseln würde, wäre das für die Leser:innen am Ende nur enttäuschend.
Helena bietet uns stattdessen eine viel wechselhaftere emotionale Linse, durch die wir ihn und seine Handlungen betrachten können. Sie steht ihm nahe und kennt ihn besser als die meisten anderen, sodass wir den »echten« Vonvalt ein wenig kennenlernen können, aber sie ist auch jung und idealistisch und kann ihm den Spiegel vorhalten, vor allem, als Vonvalt etwas weniger prinzipientreu und dafür realpolitischer wird. Ich liebe die Figur der Helena sehr, und es hat mir großen Spaß gemacht, ihre und Vonvalts Dynamik auszuarbeiten, die der Geschichte eine Ebene hinzufügt, die es sonst nicht gegeben hätte.

Wenn man High Fantasy schreibt, besteht eine der Aufgaben normalerweise darin, sich sehr viele Namen auszudenken – nicht nur für Personen, sondern auch für Orte, die Götterwelt und dergleichen. In *Im Namen des Wolfes* scheinen einige der Bezeichnungen von deutschen Namen inspiriert zu sein, so gibt es Figuren namens »Bauer« oder »Vogt«. Können wir uns das Sovanische Reich oder Teile davon wie ein mittelalterliches Deutschland vorstellen? Und welche anderen (historischen) Länder und/oder Sprachen und Kulturen dienten als Inspirationsquellen?
Auf jeden Fall. Das Heilige Römische Reich und die deutschen Staaten sowohl aus der Zeit davor als auch danach hatten definitiv einen starken Einfluss auf das Sovanische Reich. Tatsächlich habe ich mir in der Planungsphase für die Trilogie als eines der ersten Dinge eine Karte des Rheinbundes angesehen. Ich besitze einen ganzen Ordner voller Bilder von Orten wie Burg Eltz oder Heidelberg. Ich habe auch Elemente aus dem Römischen Reich der Spätantike übernommen, obwohl ich den Provinzen, die Sova umgeben und die von den Sovanern erobert wurden, einen etwas anderen Charakter verleihen wollte. Hier kommen die eher slawischen Namen ins Spiel. Viele der Ortsnamen im Reich haben eine deutsche Toponymie (-berg/-burg, -dorf, -hut); wenn man sich dagegen die Namen eines Großteils der Menschen ansieht, sind diese eher slawisch inspiriert – kroatisch, serbisch usw. In einigen Fällen hat eine Figur sowohl einen germanischen als auch einen slawischen Namen. Damit versuche ich zu zeigen, dass das Sovanische Reich nicht homogen ist, sondern eine Mischung aus verschiedenen Kulturen darstellt.
Ich wollte den Sovanern aber nicht nur diese eher kosmetischen kulturellen Eigenschaften mitgeben. Als Volk wollte ich ihnen etwas geben, was ich für ziemlich teutonische bzw. angelsächsische Züge hielt. Sie sind zum Beispiel nach außen hin keine sonderlich emotionalen Menschen; sie mögen keine großen Gefühlsausbrüche, ja finden sie sogar vulgär. Außerdem schätzen sie Eigenschaften wie Pragmatismus, Effizienz, Gründlichkeit und Erfindungsreichtum, und sie haben einen Sinn für Ironie und trockenen Humor.

Wie viel vom Sovanischen Reich wurde dem Römischen Reich der Spätantike nachempfunden? Ich hatte beim Lesen das Gefühl, dass es einige auffällige Parallelen gibt, und wir haben versucht, dieses Gefühl in die Übersetzung zu übertragen. Unter anderem dadurch, dass alle Figuren sich duzen, wie es im Römischen Reich üblich war, anstatt eine förmlichere Anrede wie »Ihr« zu benutzen, die die Leser:innen eher an hoch- oder spätmittelalterliche Gesellschaften erinnern würde, die aber sonst in High-Fantasy-Romanen sehr verbreitet ist.
Ich bin sehr froh über diese Entscheidung! Das Römische Reich und sein vorgebliches Fortbestehen im Heiligen Römischen Reich ist die historische Analogie, die ich für die Chroniken von Sova gewählt habe. Ich stelle mir Sova im Wesentlichen wie eine Mischung aus dem antiken Rom und Münster vor. Tatsächlich werden die Parallelen im zweiten Band noch deutlicher, wenn wir einige Zeit in Sova verbringen.

LESEPROBE

Der Reiter begegnete uns ein paar Meilen außerhalb von Galetal, einer großen und reichen Handelsstadt in der Südmark von Haunersheim – dem Land östlich und südlich meiner Heimat Tolsburg.
Hier unten war die Luft kälter und trockener als im Schatten der Tolsburger Marken, und Schneeflocken trieben darin. Bressinger hatte versucht, unsere Stimmung mit einem alten jägeländischen Volkslied zu heben, das er von Vonvalt gelernt haben musste, aber ich konnte nicht mit einstimmen, weil ich die Worte nicht verstand – er sang weder auf Altsaxanisch, dem im Kaiserreich gebräuchlichen Dialekt, noch auf Tollisch, meiner Muttersprache. Und Vonvalt sang nicht mit, weil er auf diesen langen Reisen zur Schweigsamkeit neigte. Er saß, an der Spitze unseres Zuges, zusammengesunken im Sattel.
Bei dem Reiter handelte es sich um einen jungen Burschen der Stadtwache, muskulös und auf großspurige Weise selbstbewusst. Mit einem Schlag war mir meine schäbige Erscheinung peinlich. Geduckt saß ich in meinem Wachsmantel im Sattel und roch wie der Herzog von Brondsey, unser Esel. Letztlich hätte mir das jedoch herzlich egal sein können, denn der Reiter würdigte mich keines Blickes.
»Edler Sauter meinte, dass auf der Haunerstraße ein Richter käme«, hörte ich ihn Vonvalt zurufen. Er trug ein Kettenhemd und eine Haube, die sein von der Kälte gerötetes Gesicht einrahmte, und auf seinem Scheitel saß ein Eisenhut. Über seinen blauen Wappenrock liefen kreuzweise senfgelbe Streifen, und das Wappen von Galetal war darauf gestickt.
»Richter Junker Konrad Vonvalt«, sagte Vonvalt, nachdem er sich im Sattel aufgerichtet hatte. »Das sind mein Vollstrecker Dubine Bressinger und meine Schreiberin Helena Sedanka.«
Der Wachmann berührte seinen Helm. Er wirkte verstört. »Exzellenz, mein Herr, meine Dame.« Mein Herz stockte, als sein Blick kurz auf mich fiel. »Ihr kommt gerade recht. Wir hatten einen Mord vor nicht einmal zwei Tagen. Die Frau von Edler Bauer. Die halbe Stadt läuft in Waffen herum.«
»Und die andere Hälfte?«, murmelte Bressinger mir zu.
»Sei still«, fuhr ihn Vonvalt an, ehe er sich wieder dem Jungen zuwandte. »Es kommt nicht oft vor, dass die Frau eines Edlen getötet wird.«
»Im Tal hat man noch nie von so etwas gehört, Exzellenz. Und niemand kann sich einen Reim darauf machen.«
»Edler Bauer war es nicht?«, fragte Vonvalt. Eine angemessene Frage, denn üblicherweise war der Ehemann der Täter.
»Soweit ich weiß, wird er nicht verdächtigt.«
»Ich verstehe«, sagte Vonvalt und rieb sich am Kinn. »Seltsam.«
»Ja, Exzellenz, das ist es. Als wir euch vom Veldeliner Tor aus gesehen haben, hat mir Edler Sauter aufgetragen, euch so schnell wie möglich in die Stadt zu eskortieren.«
Vonvalt drehte sich zu mir um und betrachtete kurz meine armselige, verwahrloste Erscheinung. Der Herzog von Brondsey schnaubte und wieherte hinter mir. Er zitterte in der Kälte.
»Ich reite mit dir voraus«, erklärte Vonvalt dem Wachmann und wandte sich dann an Bressinger. »Dubine, begleite Helena in die Stadt. Sorge dafür, dass die Pferde in einen Stall kommen und beschaffe uns eine Unterkunft.«
»Exzellenz.«
»Wo befindet sich die Leiche von Edle Bauer?«, fragte Vonvalt den Jungen.
»Im Haus eines Arztes – Herr Maquerink. Er ist der öffentliche Arzt der Stadt.«
»Zuerst werde ich mir die Leiche ansehen, bevor die Verwesung einsetzt und man nichts Brauchbares mehr erkennen kann.«
»Wie du wünschst.«
Sie eilten voraus, trieben ihre Pferde zu einem leichten Galopp an. Ich sah ihnen nach.
Bressinger ließ sein Pferd wenden und schloss die Lücke zu mir. Er musste meine Gedanken gelesen haben, denn er sagte: »So ein Junge ist nichts für dich, Helena.«
Ich errötete. »Was redest du denn da?«, entgegnete ich hitzig.

Bressinger grinste. »Wir sollten uns beeilen, bevor uns das Wetter dort erwischt. Weißt du noch, was ich dir beigebracht habe? Wie man Wolken liest?«
Ich nickte in Richtung eines tiefhängenden dunklen Wolkenwalls im Osten. »Schnee«, sagte ich mürrisch.
»Dann komm. Und sing gefälligst mit.«
»Ich kann kein Jägeländisch«, erwiderte ich.
Bressinger zügelte mit gespielter Empörung sein Pferd, und ich musste lachen. »Bei Nemas Blut, Helena, du bist tauber als ein Brett. Das war nicht Jägeländisch, sondern Grozodanisch. Ich hoffe, du verwechselst mein Geburtsland nicht mit dem unseres verehrten Meisters.«
»Nein«, versicherte ich und kicherte laut. »Zumindest nicht, solange du einen so großkotzigen Namen wie Dubine hast.« Ich sprach den Namen absichtlich so aus, wie Vonvalt es immer tat, Du-*ban*, und nicht wie es alle außerhalb von Bressingers Herkunftsland Grozoda taten: Du-*bine*.
»Wenn du nicht aufpasst, schneide ich dir die Zunge ab«, sagte er. »Also, hör gut zu, sonst werden sich die nächsten paar Meilen ewig ziehen.«

***

Mittags kamen wir in der Stadt an. Wir betraten sie durch das Veldeliner Tor, das den südlichen Zugang bewachte. Galetal gehörte zu Haunersheim, auch wenn sowohl Tolsburg als auch Guelich im Verlauf seiner bewegten Geschichte versucht hatten, es für sich zu beanspruchen. Sowohl politisch als auch geografisch war die Stadt mehr oder weniger ein Produkt ihrer Lage. Denn Guelich war das Reich von Prinz Gordan Kzosic, dem dritten Sohn des Kaisers, und jede größere Stadt in unmittelbarer Nähe zu einem Mitglied des Kaiserhauses diente unweigerlich als Festung und zeitweilig auch als Residenz.
Die große, ummauerte Stadt schmiegte sich an die Hänge der Tolsburger Marken, und der Fluss Gale teilte sie in zwei Hälften. Das Hügelvorland ringsherum mit seinen langen und flachen grünen Flecken war fruchtbares Ackerland. Es lieferte genügend Kohl, Erbsen, breite Bohnen, Zwiebeln und Kartoffeln, um die Stadt zu ernähren und obendrein noch einen Handelsüberschuss zu erzielen – auch wenn dies nicht die eigentliche Quelle von Galetals Reichtum war. Die Gale war breit und tief und floss bis nach Sova, auch wenn sie dabei viele Umwege machte. Das ließ Galetal zu einem belebten Warenumschlagplatz werden, der so viele Handelszölle einbrachte, dass sich die Stadt eine gut gerüstete Stadtwache und gut ausgebaute und bewachte Straßen leisten konnte. Außerdem gab es einen großen Tempel der Gottmutter Nema (der einmal ein Tempel der Irox, der heidnischen Rindergöttin gewesen war) und ein beeindruckendes, festungsartiges Kloster, das gebieterisch auf einem Hügel oberhalb des Ortes thronte.
In den Straßen drängten sich Kaufleute, Gildenmitglieder, Gardisten, gemeines Volk und der Adel. Wir suchten uns einen Weg durchs Gedränge und blieben unbeachtet, obwohl wir hoch zu Ross saßen. Mir fiel auf, dass die Straßen zwar oft schlammig, aber größtenteils gepflastert waren und abgedeckte Kotrinnen besaßen, einer der gelungeneren Exporte Sovas, der den Großteil der Randgebiete des Kaiserreichs erst noch erreichen musste. Zum Glück half die Kälte – wie auch zuvor schon in Rill –, die Geruchsbelästigung einzudämmen. Dennoch war die Luft von vertrauten Gerüchen geschwängert: Holzfeuer, Pisse, Abfälle und Kot.
Die Gebäude der Stadt reichten von reetgedeckten Lehmhütten bis zu hoch aufragenden Stadthäusern aus Ziegeln und Holz. Die Tempel, von denen wir Dutzende vorfanden, waren aus großen, gelblichen Steinquadern errichtet, im Lauf der Generationen vom Rauch der Holzfeuer angelaufen und geschmückt mit grob gehauenen Götterbildern. Blumen und billiger Schmuck lagen auf ihren Stufen verstreut, doch der Großteil war schon längst in den Schlamm getrampelt und vergessen worden. Das Greinen der Bettler, die Almosen und Asyl gleichermaßen erflehten, durchschnitt die kalte Luft.
Dank seiner Stellung hatte Vonvalt das Recht, beim obersten Ratsherrn der Stadt untergebracht zu werden. Üblicherweise war dies der Bürgermeister oder der ansässige Friedensrichter, es konnte aber auch der höchstrangige Priester einer Stadt oder ein Adeliger oder Ritter sein. Da er keine ausdrücklichen Anweisungen bekommen hatte, wo er uns einquartieren solle, beschloss Bressinger, zunächst zum Haus von Bürgermeister Sauter zu reiten, das sich als riesiges Ziegelstadthaus mit schönem Fachwerk entpuppte.

»Das wird wohl reichen«, sagte er barsch, als wir unsere Pferde vor dem Eisentor halten ließen. Wir stiegen ab, und Bressinger ging auf den Wächter zu, der vor dem Eingang stand.
»Ja?«, fragte die Wache auf eine Weise, die zu ihrem Beruf passte. Er trug die gleiche Rüstung und den gleichen Waffenrock wie der junge Stadtgardist.
»Ich bin Dubine Bressinger«, erklärte er. »Das ist Helena Sedanka. Wir sind Gefolgsleute von Richter Junker Konrad Vonvalt.« Bressinger zeigte dem Mann sein kaiserliches Siegel.
»Ach, ja, Herr«, sagte der Wachmann und verneigte sich. »Man hat uns berichtet, dass ihr kommt. Ich rufe den Jungen, damit er sich um das Pferd und den Maulesel kümmert. Geht es euch gut?«
»Ja, Danke. Wir suchen nach dem Haus des städtischen Arztes«, antwortete Bressinger.
»Es gibt mehr als einen, aber ich vermute, du meinst Herrn Maquerink«, führte der Wächter aus und zeigte in die Richtung, aus der wir gekommen waren. »Apothekenstraße. Zwei Straßen runter, dann rechts. Das Schild ist nicht zu übersehen.«
»Danke«, erwiderte Bressinger. Der Stallknecht, ein schmutziger Junge, der nach Pferdemist roch, kam herbei und führte unsere Tiere davon.
»Edler Sauter hat gesagt, dass wir euch bei eurer Ankunft verköstigen sollen«, rief uns der Wachmann unsicher nach. »Wollt ihr denn nichts essen? Oder ein bisschen Wein?«
»Später, danke«, antwortete Bressinger. Ich war nicht wenig verdrossen. Mein Magen war so leer wie eine geplünderte Getreidekammer.
»Wie ihr wollt«, meinte der Wachmann und nickte. Mit vom Reiten schmerzenden Beinen suchten wir nach dem Haus, in dem wir Vonvalt finden würden.

***

Der Arzt lebte in einiger Annehmlichkeit in der Apothekenstraße, umgeben von anderen gelehrten Medizinern, Badern und Astronomen. Auch hier war die Straße gepflastert, hatte aber keine Spurrillen wie die Handelsstraßen, die vom Marktplatz abgingen. Das Haus von Herrn Maquerink war mit einem großen hölzernen Schild gekennzeichnet, auf dem ein blauer Stern zu sehen war, das im Kaiserreich übliche Zeichen für einen lizenzierten Arzt. Bressinger preschte gleich ins Empfangszimmer, in dem es schwer nach Blut und Tod roch. Durch die durchscheinenden Fenster auf der Rückseite des Gebäudes hörte ich Wildschweine, die im Abfall herumstöberten.
»Dubine?«, rief Vonvalt von unten. Wir wandten uns beide nach rechts und entdeckten die Treppe, die in die Eingeweide des Hauses führte.
»Exzellenz«, rief Bressinger zurück.
»Komm runter!«
Wir taten wie geheißen und fanden uns in einem großen Raum wieder, der die ganze Grundfläche des Hauses einnahm. Hier waren einige fleckige Bänke aufgereiht, und an den Wänden waren noch mehr aufeinandergestapelt. Kerzen – aus Wachs und nicht aus Talg – verströmten einen Kräuterduft, der kein bisschen gegen den Verwesungsgeruch half. Vonvalt und der Arzt standen neben der einzigen Bank, auf der jemand lag, am anderen Ende des Raumes. Der Richter drückte sich sein Lavendeltuch vor die Nase.
»Herr Maquerink hat mir gerade geschildert, wie die Leiche gefunden wurde«, erklärte Vonvalt.
»Ja, nun, der Junge von Tom Bevitt hat sie beim Ablauf des Segamunder Tors entdeckt. Sie war an einer Wurzel unter Wasser hängen geblieben«, sagte der Arzt. Er war ein gebeugter alter Mann mit grauen Haaren und einem Schnurrbart. Er wirkte so, als hätte ihm die lebenslange Fürsorge um andere die Lebenskraft ausgesaugt. Er war hager wie ein Bettler, völlig anders als die pummeligen Ärzte und Apotheker, mit denen ich es bisher zu tun gehabt hatte. »Das ist an sich schon ein Wunder, denn dort herrscht eine starke Unterströmung. Kaum etwas, was in der Gale verschwindet, sieht man jemals wieder.«
»Wen hat er davon in Kenntnis gesetzt?«, fragte Vonvalt.
»Er brauchte es niemandem zu erzählen. Von seinem Geschrei ist die halbe Oststadt aufgeschreckt. Die Stadtgarde hat sie herausgefischt. Dann haben sie sie hierhergebracht.«
»Und niemand hat die Leiche berührt?«
»Niemand, Exzellenz. Nur ich natürlich, aber nur um sie richtig hinzulegen.« Er zeigte auf sie. »Und um mir die Wunde anzuschauen.«
Von makabrer Neugier getrieben, sah ich zu der Stelle, auf die der Arzt hinwies. Nicht dass mich der Anblick einer Leiche sonderlich entsetzt hätte.

Schließlich war ich eine Waise des Reichskriegs und deshalb sehr wohl mit dem Anblick des Todes vertraut. Obwohl Tolsburg bereits vor meiner Geburt von den Sovanern unterworfen worden war, hatten die Nachwirkungen – Nahrungsmittelknappheit, innere Streitigkeiten, die letzten Aufstände – noch angehalten, bis ich so um die zehn Jahre alt gewesen war. Erst dann beruhigte sich die Lage und so etwas wie das normale Leben hielt wieder Einzug. In den ersten Jahren meines Lebens hatte reichlich Kampf und Tod geherrscht, und so war es nicht nur in Tolsburg gewesen. Während meiner beinahe zwei Jahrzehnte waren drei große Reiche – das Königreich Venland und die Herzogtümer Denholtz und Kòvosk – von den sovanischen Legionen gezähmt worden. Nun rechne man noch Jägeland, das Geburtsland Vonvalts westlich von Tolsburg, und Grozoda im Süden, Bressingers Heimat, hinzu – die beide vor dreißig Jahren, als diese beiden Männer Halbwüchsige waren, ins Reich eingefügt worden waren – sowie die ursprünglichen Territorien Sovas – Sova, das Fürstentum Kzosic, Estre und Guelich –, und man hatte ein Kaiserreich vor sich, das an Ausdehnung wohl nicht mehr übertroffen werden konnte. Beinahe hundert Millionen Untertanen lebten unter den wachsamen Augen des Doppelköpfigen Wolfs.
Die Frau auf dem Tisch war vermutlich Anfang vierzig, im Tode grau und in ein grünes Kleid mit goldenen Paspeln gehüllt. Das Wasser, aus dem man sie gezogen hatte, hatte es nicht gut mit ihren sterblichen Überresten gemeint, doch ich brauchte keine besondere Übung, um zu erkennen, dass sie nicht ertrunken war.
»Das war ein heftiger Schlag«, stellte Bressinger fest. »Und er wurde nicht mit einer Klinge geführt.«
»Du hast einen guten Blick für Leichen«, sagte der Arzt. Ich merkte, dass Bressinger und Vonvalt sich kurz ansahen.
»Sicher«, sagte Vonvalt mürrisch.
Einen Moment lang standen wir alle schweigend da.
»Wer ist der Wachtmeister?«, fragte Vonvalt.
»Junker Radomir Dragić«, sagte der Arzt.
»Er weiß davon?«, wollte Vonvalt wissen.
»Natürlich«, gab der Arzt zurück. »Ganz Galetal weiß davon. Edler Bauer ist ein bekannter Mann. Seine Frau war allenthalben beliebt.«
»Ist Edler Bauer ebenfalls beliebt?«
Der Arzt zögerte. »Bekannt«, bestätigte er noch einmal.
»Und was hat der Wachtmeister für einen Ruf?«
»Ein fähiger Mann des Gesetzes, wenn auch so griesgrämig, dass man seinesgleichen vergeblich sucht – und dazu noch ein Säufer.«
»Ich habe noch nie einen fähigen Mann des Gesetzes gesehen, der das nicht gewesen wäre«, bemerkte Vonvalt, während er näher an die Leiche heranrückte. Mir fiel auf, dass er darauf achtete, nicht zu nahe heranzukommen, um sich nicht mit einer Krankheit anzustecken. Schließlich weiß man, dass Leichen giftige Dämpfe verströmen, ähnlich wie Feuer Rauch produziert.
»Ein einziger Schlag seitlich gegen den Kopf«, murmelte er. »Mit ziemlicher Wucht.«
»Ja, Exzellenz«, bekräftigte der Arzt. »Zweifellos ein Todesschlag. Schau, wie die Haut geplatzt und aufgerissen ist, und der Schädel ist gebrochen. Eine Keule oder so etwas, geführt von einem kräftigen Arm.«
»Woher weißt du, dass es keine Klinge war?«, fragte Vonvalt. Bestimmt kannte er die Antwort bereits. Er wollte den alten Arzt nur auf die Probe stellen.
Herr Maquerink zeigte mit dem Zeigefinger auf die Wunde. »Ein Schwert oder eine Axt hätte nicht nur die Haut durchdrungen, sondern gewiss auch den Schädelknochen gekerbt, und das alles mit einem sauberen Schnitt. Aber das hier wurde zerschmettert wie mit einem Granitquader. Das erkennst du am Muster der Brüche im Knochen, und die Haut ist aufgeplatzt und nicht durchschnitten.«
»Hast du Erfahrung mit solchen Wunden?«
»Du wirst in Galetal schwerlich einen Mediziner finden, der so etwas nicht aus erster Hand kennt, das haben wir dem Reichskrieg zu verdanken.«
Vonvalt nickte. Wir alle betrachteten die Leiche, als würde sie uns Geheimnisse preisgeben, wenn wir sie nur lange genug anstarrten. Doch uns war klar, dass hier kaum noch etwas in Erfahrung zu bringen war. Edle Bauer hatte einen teuflischen Schlag abbekommen, der sie wahrscheinlich auf der Stelle getötet hatte. Aufgrund des sovanischen Vorrangrechts hatte Vonvalt als hochrangigster kaiserlicher Rechtsgelehrter die Befugnis, die Untersuchungen und die anschließende Gerichtsverhandlung zu führen.
»Ist an der Leiche sonst noch etwas Auffälliges?«, fragte Vonvalt leise.

»Nichts, Exzellenz«, bekräftigte der Arzt. Noch einmal zeigte er auf die Wunde. »*Ve sama horivic.*«
Es ist, wie du es siehst. Er sprach auf Hochsaxanisch, der Sprache der Herrschenden, aber die Redewendung war so gebräuchlich, dass sie niemand zu übersetzen brauchte.
»Dann war es also Mord«, sagte Vonvalt.
»Ja«, erwiderte Bressinger leise.
Herr Maquerink sah Vonvalt nervös an, und als er sprach, klang er sehr besorgt. »Wirst du … deine Zauberkraft bei ihr anwenden? Ich habe Erzählungen gehört, dass manche kaiserliche Richter mit den Toten sprechen können.«
Vonvalt beäugte die Leiche und schüttelte sanft den Kopf. »Nein«, sagte er. Dann sah er mit traurigem Blick an Edle Bauers Leichnam hinauf und hinunter. »Sie ist schon zu sehr verwest. Schon zu lange tot.« Kurz hielt er inne und dachte nach. »Tretet zurück«, murmelte er, und wir kamen seiner Aufforderung rasch nach. Er streckte die Hand aus, die Finger gespreizt und auf den Kopf von Edle Bauer gerichtet. Seine Züge nahmen einen schmerzvollen Ausdruck an, während er prüfte, wie hoch die Chancen auf eine erfolgreiche Totensitzung waren. Nach ein paar Sekunden nahm er die Hand herunter. »Nein. Nein, ich werde es nicht einmal versuchen.«
»Wer weiß, welche Geschöpfe nun ihre Krallen in sie geschlagen haben«, murmelte Bressinger.
Vonvalt sah ihn streng an. »Pass auf, was du sagst! Das behält man besser für sich.«
Herr Maquerink und ich sahen uns erschrocken an. Doch ehe jemand darauf reagieren konnte, sagte Vonvalt: »Danke, Herr Maquerink!« Er wich ein paar Schritte von der Leiche zurück. »Ich bin hier fertig. Du kannst den Leichnam für die Segnung und die Beerdigung bereit machen.«
»Jawohl, Exzellenz.«
»Schreibst du einen Bericht? Um deine Ergebnisse festzuhalten?«
»Jawohl, Exzellenz.«
»Sehr gut. Dubine, wo sind wir einquartiert?«
»Beim Bürgermeister, Exzellenz.«
Vonvalt wandte sich noch einmal an den Arzt. »Kannst du den Bericht dorthin senden?«
»Wie du wünschst.«
Vonvalt warf einen letzten Blick zu der Leiche hinüber. Er zögerte einen Moment. »Nun gut. Wir gehen.«
Wir verließen das Haus des Arztes und traten auf die Apothekenstraße. Während unseres Aufenthalts im Haus des Arztes hatten sich die Wolken zusammengeballt, als hätten wir sie mit unserer Stimmung über unseren Häuptern beschworen. Sie bildeten nun eine tiefhängende graue Decke und sorgten im Dorf für ein unangenehmes Zwielicht.
»Ich möchte mit Junker Radomir sprechen«, erklärte Vonvalt und linste zu den Wolken hinauf. Nicht ganz überzeugend fügte er hinzu: »Dafür reicht das Tageslicht noch.«
»Ich vermute, dass er in der städtischen Wache ist«, sagte Bressinger. »An der sind wir vorhin vorbeigekommen, in der Nähe des Veldeliner Tors.«
»Ich erinnere mich«, meinte Vonvalt und nickte geistesabwesend. »Dann also hier lang. Nicht trödeln, Helena!« Vonvalt schritt rasch aus. Das war eine seiner Gewohnheiten. Aufgrund seiner Zauberkräfte, seiner auffälligen Haltung und seiner Amtsabzeichen pflegte er stets Aufmerksamkeit zu erregen. Die Untertanen des Kaisers waren ein abergläubischer Haufen, und wohin wir auch gingen, folgte uns meist ein Tross von Menschen. Manche wollten Gerechtigkeit, die Vonvalt ihnen nicht verschaffen konnte. Andere wollten, dass er seine Zauberkräfte einsetzte, damit sie mit ihren verstorbenen Liebsten zu sprechen vermochten. Die meisten aber waren schlicht in seinen Bann geschlagen. Vonvalt war von einer überirdischen Aura umgeben, die auf manche stärker wirkte als auf andere. Diese Leute bildeten häufig eine bunte Menge, die uns folgte wie ein Marketendertross einem Heer. Normalerweise gingen sie in zwanzig, dreißig Schritt Abstand, schlurften, die einen ängstlich, die anderen wie erstarrt, hinter uns her. Blieben wir für längere Zeit in einem Gebäude, konnten wir damit rechnen, dass wir auf der Türschwelle allerlei Opfergaben vorfinden würden: Blumen, Kerzen, Götterbilder. Vonvalt hatte sich längst daran gewöhnt. Ich bin mir nicht einmal sicher, ob es ihm überhaupt noch auffiel. Ich für meinen Teil fand es auch nach zwei Jahren noch sehr befremdlich.
Wir hatten Glück, dass Galetal eine Handelsstadt war und sich auf seinen Straßen Edle und betuchte Geschäftsleute bewegten und auf alle möglichen Arten ihren Reichtum zur Schau stellten. Deshalb fiel Vonvalt hier etwas weniger auf, als er es sonst tat. Dennoch gingen wir rasch und zielstrebig unseres Weges.

ERSCHEINT AM:

23-02-23

528
SEITEN

18,00 €|D
18,50 €|A

RICHARD SWAN

IM NAMEN DES WOLFES
(Die Chroniken von Sova 1)
Aus dem Englischen
von Simon Weinert
Klappenbroschur
ISBN 978-3-492-70661-2

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an:
sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen)
press_reader@piper.de
(Presse)

EIN GARTEN VOLLER BÜCHER

Als die Dichterin Alba Donati verkündet, sie wolle in ihrem sterbenden Heimatdorf einen Buchladen eröffnen, erklärt man sie für verrückt: Eine Buchhandlung für 170 Einwohner? Doch Alba glaubt an ihren Traum. Mit Hilfe von Crowdfunding entsteht in einem kleinen Garten am Hang eine »Literaturhütte« — und fällt kurz darauf einem Brand zum Opfer. Aber in einem toskanischen Dorf ist man eben nicht allein, und so erleben wir mit, wie Alba mit Nachbarn und Freunden alles wiederaufbaut und wie die »Libreria sopra la Penna« zum magischen Ort für Literaturfans aus aller Welt wird.

LIEBE BUCHHANDELS-FREUND:INNEN,

was haben wir doch für einen wunderbaren Beruf! Wir sind durch Freud und Leid immer auf der Suche nach Schönheit. Und finden wir sie, so setzen wir alles daran, sie mit anderen zu teilen.
Ich schreibe Ihnen aus einem klitzekleinen Dorf, 170 Einwohner, auf der Kuppe eines Hügels gelegen, umgeben von zauberhaften Bergen. Es liegt nicht in der Ihnen so vertrauten, sanft gewellten und beruhigenden Chianti-Toskana, sondern im bewaldeteren, raueren Teil, voller Schlösser, Eremitagen, Burgen und ist nicht nur dann in ein außergewöhnliches Licht getaucht, wenn die Sonne im Meer hinter den Apuanischen Alpen versinkt.

Dort bin ich geboren, dort habe ich die großen Bekümmernisse der Kindheit durchlitten, und dort habe ich entdeckt, dass es ein Gegenmittel gibt: das Lesen, die Bücher, die Leben der Anderen. Dann bin ich weggezogen und nach 40 Jahren zurückgekehrt. Ich wollte mich endlich etwas widmen, das ganz und gar »meins« war. Auf einem abschüssigen Fleckchen Erde – dort wo meine Mutter früher die Wäsche aufhängte -, habe ich eine Buchhandlung aufgemacht. Eine Hütte voller Bücher vor einem kleinen Garten mit schmiedeeisernen Stühlen und Tischen – dort wo meine Mutter früher ein paar Salatköpfe anbaute. Ich hatte Freundinnen und Freunden davon erzählt und mithilfe von Crowdfunding ging es los mit den Bauarbeiten.

Am 8. Dezember 2019 konnten wir schließlich eröffnen, mit Dutzenden und Aberdutzenden von Leuten, die im Camper oder in gemieteten Bussen aus teilweise über 300 km Entfernung angereist kamen. Und ja, danach mussten wir noch mit einem Brand fertig werden, der die Hütte und die Bücher vernichtete. Aber das Dorf ist stark: Es ist ein Netzwerk, das es, wenn es erst einmal loslegt, mit Doppelzentnern an Pech aufnehmen kann.

Die Besucher:innen fragen mich permanent, wie ich auf die Idee gekommen bin, in einem so verlorenen Nest einen Buchladen zu eröffnen. Um ihre Frage zu beantworten, habe ich dieses Buch geschrieben. Dafür musste ich ein einst unter ihrer sonderbaren Familie, unter ihrem höchst sonderbaren Haus leidendes Mädchen mit beidem wiedervereinen. Und darf nun ambraduftende Päckchen nach ganz Italien verschicken - voller Bücher und schöner Dinge, wie Alice-im-Wunderland-Strümpfe, Jane-Austen-Tee oder Pfirsich-Lavendelmarmelade à la Colette.

Denken Sie nur, das Buch beginnt mit deutschen Autoren!

Ich wünsche Ihnen frohes Schaffen – und vergessen Sie nicht, mich in meinem Garten voller Bücher besuchen zu kommen.

Mit herzlichen Grüßen,

Alba Donati

LESEPROBE

24. Januar

Heute habe ich meinen Vater zum Augenarzt gebracht. Er wohnt allein, geht auf die Neunzig zu, und sein Hobby ist es, *La Nazione* zu lesen. Die Vorstellung, er könnte bald nicht mehr sehen, bedrückt mich so sehr, dass ich ihn bei der ersten Gelegenheit zur Kontrolle geschleift habe. Das Problem ist der Sehnerv des linken Auges, den er bei der letzten Ischämie verloren hat. Er müsste rosa sein, ist aber weiß, sagt der Arzt. Ich würde am liebsten einen Elektriker rufen wie Luigi, der die Elektrik im Laden neu installiert hat, und ihn bitten, diesen Sehnerv auszutauschen, ein Verbindungsstück aus einem seiner kleinen Drähte einzusetzen, denn es sollte doch wohl möglich sein, einen Sehnerv zu reparieren, oder? Nein, ist es anscheinend nicht. Papa aber hat sich nicht entmutigen lassen, meinte sogar, der Arztbesuch sei gut verlaufen. Er bekommt eine neue Brille, und dann kann er wieder die Zeitung lesen.
Mein Vater hat viel mit der Buchhandlung zu tun. Er ist es, der mir mit fünf Jahren das Schreiben beigebracht hat, so dass ich mit sechs schon kurze Briefe an Tante Feny schreiben konnte, die damals als Haushälterin in Genua arbeitete. Papa ist wie alle hierzulande in eine arme Familie hineingeboren worden, als ältestes von sechs Kindern: Rolando, Valerio, Aldo, Maria Grazia, Valeria und Rina. Eines exzentrischer als das andere.
Mein Vater ist Jahrgang 1931 und war während des Kriegs aktiv wie ein erwachsener Partisan. Er hörte *Radio London* und bezeichnete sich als Antifaschist. Im Dorf waren alle Antifaschisten, da ist Lucignana eine rühmliche Ausnahme. Keinerlei Ehrerbietung gegenüber den Mächtigen, wer auch immer sich aufgeblasen in irgendeiner Rolle präsentiert, steht letztlich da wie die gelehrten Ärzte in *Pinocchio*. Als Volltrottel. Es heißt, Lucignana sei weit und breit der einzige Ort gewesen, in dem während des Faschismus niemand in der Partei war. Einmal kamen kleine Parteibosse aus der Stadt in ihren Faschistenmänteln, doch trafen sie im Dorf niemand an. Alle hatten sich auf den Feldern, in den Stadeln und Scheunen versteckt, und nix war's mit Parteibuch.
Papa ist sehr stolz auf diesen Wesenszug von uns und strahlt immer, wenn er seine Erzählungen mit dem 8. September beendet, mit der Verkündung des Waffenstillstands durch General Eisenhower über die Mikrofone von Radio Algerien und wenig später durch Maresciallo Badoglio über die Mikrofone des italienischen Staatssenders *EIAR*. Der Waffenstillstand mit den Alliierten besiegelte die Abkehr vom deutschen Nazismus, und das war für ihn, den damals Zwölfjährigen, eine wunderbare Nachricht. In Lucignana liefen alle zusammen und zündeten ein großes Freudenfeuer auf dem Canovaglio-Hügel an, damit die unten im Tal, wo sie scharenweise in die Partei eingetreten waren, es auch sahen.

...

Heute gab es keine Bestellungen, und ich habe die Zeit genutzt, um *Warum das Kind in der Polenta kocht* von Aglaja Veteranyi zu Ende zu lesen.

25. Januar

Heute nach der Sonntagsmesse sind die Kinder von Lucignana in die Buchhandlung gekommen. Sie als Gruppe kommen zu sehen, ist immer eine besondere Freude. Für sie machen wir das alles letztendlich, für diese unsichtbare Brücke, die unsere Kindheit mit ihrer verbindet. Ich bin damals die steinerne, halb hölzerne Treppe hinaufgestiegen, um zum Dachboden zu gelangen, wo ich aufhörte, ein kleines, aus Schlamm und Ängsten bestehendes

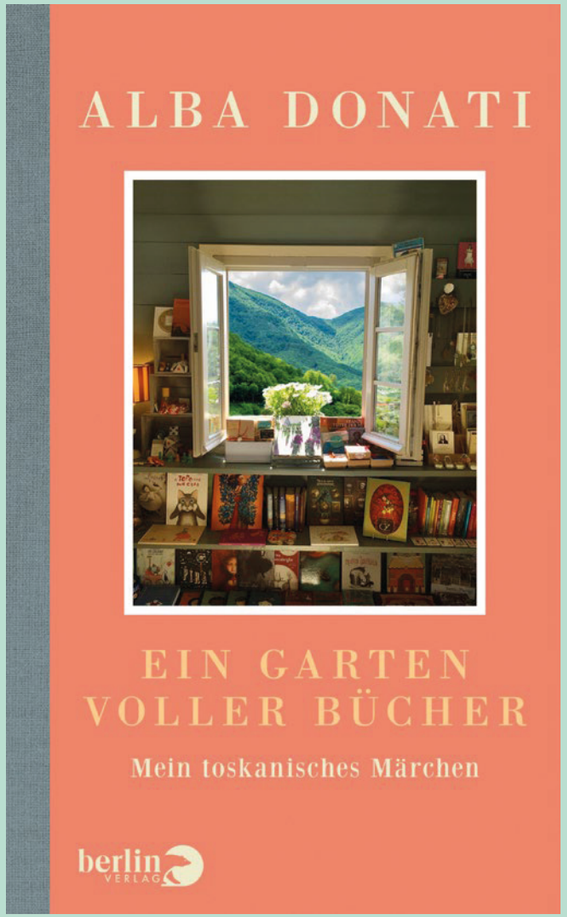
WIE SCHÖN! WAS FÜR EINE TOLLE IDEE VON DIR! WIE DIE SCHREIBHÜTTE DER WOOLF AUF DEM LAND, ABER DER WOOLF ALS KLEINEM KIND, VIER ODER FÜNF JAHRE ALT …

Geschöpf zu sein, und zu einem freien Menschen wurde, der in den Büchern sich selbst suchte. Ich glaube, wenn ich den Dachboden nicht gehabt hätte, wäre ich gestorben, vielleicht unter einem Baum mit einer Schlange im Hals.
An diesem Ort bewahrte ich die Schätze meiner Kindheit auf: Mäntelchen, Hefte, Märchenbücher, Schulbücher, Kleider, geschickt von Verwandten in Amerika (die ich nicht kannte) und auch einen Talisman. Das war der Koffer meines Vaters, in den meine Mutter, wie ich vermute, wutentbrannt seine im Haus verbliebenen Sachen geworfen hatte. Ich öffnete ihn jeden Tag, untersuchte die Schuhe, die Baumwollunterhemden, die Hemden. Ich wusste nicht, ob dieser Koffer mir meinen Vater zurückbringen würde, aber ich wusste, dass er den Schmerz fernhielt. Papa war da, und er beschützte mich.
Lucignana setzt viel daran, seinen Dachboden für alle zu schaffen. Die Eröffnung der Buchhandlung am 7. Dezember 2019 war ein Ereignis. Die Lehrerinnen an den Schulen im nahen Ghivizzano haben mir erzählt, welchen Stolz plötzlich sogar schwierige Kinder wie Alessio und Matteo an den Tag legten. »Wir haben eine Buchhandlung!«
Heute haben wir die Kinder, eingemummelt in Schals und Mützen, durch den Garten herbeiströmen sehen. Sofia, eine kleine Blonde mit blauen Augen, hat *Little Women* gekauft, das sie ihrer Freundin zum Geburtstag schenken will, ihr Bruder Paolo, ebenfalls blond und blauäugig, ein Buch über Piraten, die kleine Anna *Wanda Walfisch* von Davide Calì und Sara *Alice im Wunderland* mit den Zeichnungen von Tenniel. Wenn sie mit ihren Büchern unterm Arm wieder hinaushüpfen, bin ich jedes Mal gerührt.
Unter ihnen sind auch Emma und Emily. Sie Seite an Seite durchs Dorf gehen zu sehen, macht auf mich immer den Eindruck, als hätten sie im Vergleich zu den übrigen einen anderen Schritt. Emily weiß das und kauft jedes Jahr den *Emily-Dickinson-Kalender*. Sie hat das Märchenschloss betreten.
Dann ist da Angelica, zwölf Jahre alt. Angelica ist Leserin. Angelica ist pure Leidenschaft. Sie macht rhythmische Gymnastik, ist ein Strich in der Landschaft. Und sie kommt oft in die Buchhandlung, um auszuhelfen. Eines Tages hat sie den Kinderbuchklassiker *Sussi e biribissi* gekauft, geschrieben von Carlo Collodis Enkel.
»Das Buch erinnert mich an meine Nonna«, hat sie gesagt.
Angelica, das bin ich, die ich endlich ohne Angst in meine Kindheit zurückkehre. Denn die Kindheit ist eine Falle, sie hat Hässliches und Schönes, man muss eben den Zauberstab finden, um das eine in das andere zu verwandeln. Jetzt habe ich meine Kutsche voller Bücher, mir geht es gut.
Dabei fällt mir die Nachricht ein, die mir Vivian Lamarque, eine meiner Lieblingslyrikerinnen, geschickt hat: »Wie schön! Was für eine tolle Idee von Dir! Wie die Schreibhütte der Woolf auf dem Land, aber der Woolf als kleinem Kind, vier oder fünf Jahre alt …«

Heute wurden bestellt: *Lolly Willowes oder Der liebevolle Jägersmann* von Sylvia Townsend Warner und *Wetter* von Jenny Offill.

ERSCHEINT AM:

27-04-23



240 SEITEN

22,00 €|D
22,70 €|A

ALBA DONATI

EIN GARTEN VOLLER BÜCHER
Mein toskanisches Märchen
Aus dem Italienischen von Karin Diemerling
Hardcover mit Schutzumschlag
ISBN 978-3-8270-1467-2

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an:
sales_reader@piper.de (BuchhändlerInnen)
press_reader@piper.de (Presse)

NOCH EINMAL PARADIES

EIN SEGELABENTEUER ZU DEN GRENZEN UNSERER FREIHEIT

MARC BIELEFELD

Inmitten der Krisen beschließt Marc Bielefeld, den Blick auf andere Horizonte zu richten. Für ein Jahr will er mit seiner Freundin durchs Mittelmeer segeln, Luft holen, eine verlorene Freiheit zurückgewinnen. Sie ankern in kleinen Häfen, erkunden traumhafte Buchten und wilde Küsten. Doch auch das mare nostrum – noch immer Paradies – gerät durch Klimawandel, Flüchtlingsschiffe und Krieg aus den Fugen. Der Autor trifft auf festgesetzte Oligarchen-Jachten und Strandverkäufer aus Nordafrika. Er taucht mit Thunfischschwärmen, aber auch durch sterbende Seegraswiesen und sieht, wie der Meeresboden mit Coronamasken übersät ist. Und immer wieder begegnet er Menschen, die gegensteuern, Lebensräume retten und Grund zur Hoffnung geben.

LESEPROBE

Ich breitete den Übersegler vor mir aus, reiste in Gedanken über die verschiedenen Seegebiete zwischen Gibraltar und Sizilien, bis hinauf in die Adria. Auf diesen wundervollen Seekarten ging die Reise schon los. Vor meinen Augen öffneten sich die Alboransee und das Algerische Becken, ich sah die Islas Columbretes vor der spanischen Küste, wanderte über die Riffe der Skerki Banks mitten im Meer zwischen Sizilien und Tunesien. Fantastisch! Im Norden, Süden, Osten überall Meer, tausende Quadratkilometer blaues Wasser. Am liebsten wäre ich in die Karte hineingetaucht! Und das waren keine Hirngespinste mehr, keine Fantasien in einem norddeutschen Hallenbad.

Ich blickte aus dem Bullauge. Da draußen zog sich die Mole nach Süden, und genau dort würden wir morgen hinausfahren. Zweihundert, dreihundert Meter, und wir hätten das offene Mittelmeer vor uns, fast viertausend Kilometer Wasser bis nach Mersin in der östlichen Türkei, bis nach Ägypten, Israel, Syrien. An manchen Stellen war dieses Meer fast fünftausend Meter tief, an anderen so limonengrün und leuchtend blau, dass man durch die flachen Lagunen würde schwimmen können wie durch ein Aquarium. Finnwale und Pottwale zogen durch dieses Meer, Haie, Rochen, Streifendelfine und kapitale Mondfische.

Das Meer da draußen, es war echt, und ich würde es das erste Mal in meinem Leben mit einem eigenen Boot bereisen dürfen. Es war Zeit für ein Stoßgebet nach oben, zum Dank, Zeit für einen kleinen Schluck an Rasmus, zur Besänftigung. Der Rest für mich.

An einem Donnerstagmorgen spazierten wir das letzte Mal durch den Hafen am spanischen Festland, vorbei am Café Dimas, wo die Frau mit den eisgrauen Haaren bediente, vorbei an der kleinen Bodega und dem Bootsladen an der Ecke, wo ein Mann hinterm Tresen neben seinem Ventilator hockte und Eisbeutel verkaufte, die die Segler auf ihre Schiffe trugen. Dicht an dicht lagen die Jachten in der Marina, lagen da wie frohgemute Fluchtvehikel, und an den Kajüten der Holzboote platzte schon der Lack ab und hing in Fetzen in der Glut. In Schlappen gingen wir über den Steg, in Händen zwei letzte Tüten mit spanischem Schinken und einigen Dosen Almejas, aber dann kletterten wir über die selbstgebaute Gangway und waren auf unserem Schiff. Reglos lag die alte Whitby an ihrem Platz, mit ihren zwei Masten und den drei geöffneten Luken, und sagte nichts. Sie lag einfach da, zu allem bereit.

Ich schöpfte ein paar Eimer Salzwasser aus dem Hafenbecken und kippte sie über das Laufdeck, um die Abläufe zu spülen. Dabei musste ich an den Polvo denken, den Saharastaub, der neulich von Süden gekommen war und der sich über die Schiffe und das Land gelegt hatte, eine orangefarbene, feine Asche, die sie den »Blutregen« nennen. Im Hafen sagten die Segler, dass es noch nie so viel gewesen sei und dass der Staub über mehrere Tage gekommen war. An der Costa del Garraf hatten sie so etwas noch nie erlebt.

Ich nahm zwei Finger des rostfarbenen Sands in die Hand. Er lag in den Ecken unseres Cockpits, hatte sich, fein wie Mehl, an der Schanz gesammelt und bis in die Lager der Winschen geschlichen.

»Viele Grüße aus Afrika«, sagte ich zu Silke.

Wir lösten die Leinen, tuckerten eine letzte Runde durch den Hafen und schließlich hinaus in den glühenden Sommer. Silke stand am Steuerrad, ich saß in der Plicht und starrte aufs Wasser. Nach zwanzig Jahren Ostsee und einem Abstecher in die schottischen Hebriden kam es mir vor wie eine Fata Morgana. Das Licht war gestochen scharf, am Ufer standen Palmen. Dann hielten wir auf die grüne Tonne hinter der Kaimauer zu, bogen sogleich nach Osten ab.

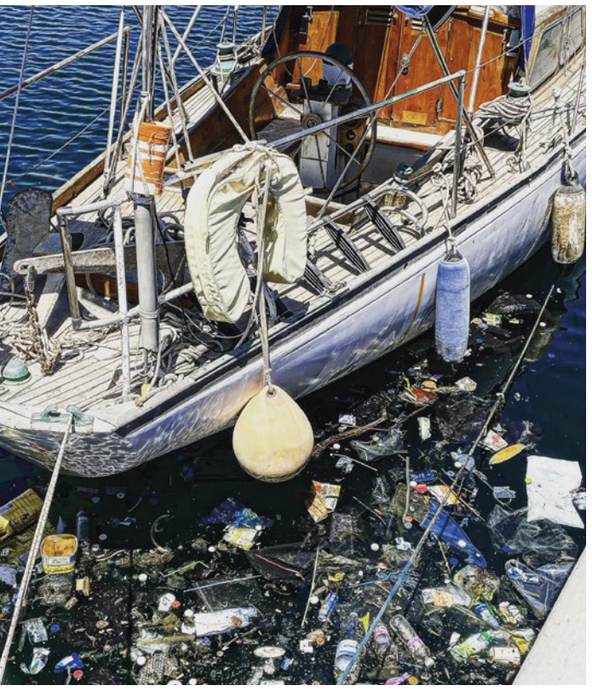
Hinter der Mole leuchtete unter dem Kiel ein surreales Blau, das mit jeder Seemeile nur noch blauer wurde. So blau und durchscheinend war das Meer, dass ich mich am liebsten sofort hineingestürzt hätte. Wir steuerten einen Kurs von 140, bald 160 Grad und fuhren schnurstracks aufs offene Meer hinaus.

ICH WUSSTE HEUTE ZU VIEL. ICH KANNTE FAKTEN, DIE SICH NICHT MEHR AUSBLENDEN UND WEGGENIESSEN LIESSEN.

Das spanische Festland schmolz mit jeder Seemeile hinterm Heck dahin, braun verbrannte Berge, die bald zu schemenhaften Konturen verblassten, um sich dann in einer letzten wellenhaften Andeutung zu verlieren. Die Welt hinter uns löste sich förmlich auf. Ich rieb mir die Augen. Vor uns spreizte sich das Mittelmeer. Vor uns lag die Zeit wie ein unbeschriebenes Blatt.

Wir hatten ein paar Jeans dabei, ein paar Turnschuhe und Schlappen, jeder einige T-Shirts und zwei Pullover. Meinen alten Strohhut, Silkes dünnes Kleid, das sie vor drei Sommern in Poreç an der Promenade gekauft hatte. Die Bücher standen ordentlich in den Schapps und Staufächern. An Bord waren meine Gitarre, das Tauchequipment, eine Harpune, hinzu kamen das Werkzeug, die Ersatzfilter, die nautischen Bücher, die Badeleiter, die am Seezaun vertäut war, die Decken für die Nächte und das Sonnensegel für die heißen Tage. Das Nötige, nicht das Unnötige. Und ein neues T-Shirt würde es in jedem Hafen geben.
Es war alles in allem nicht viel. Das Schiff bot innen letztlich kaum mehr Platz als eine anständige Küche in einem durchschnittlichen Apartment, doch das würde reichen, um gegebenenfalls Jahre darauf zu leben. Was beim Segeln zählte, war am Ende weniger das, was da war. Was zählte, war vielmehr das, was nicht da war.

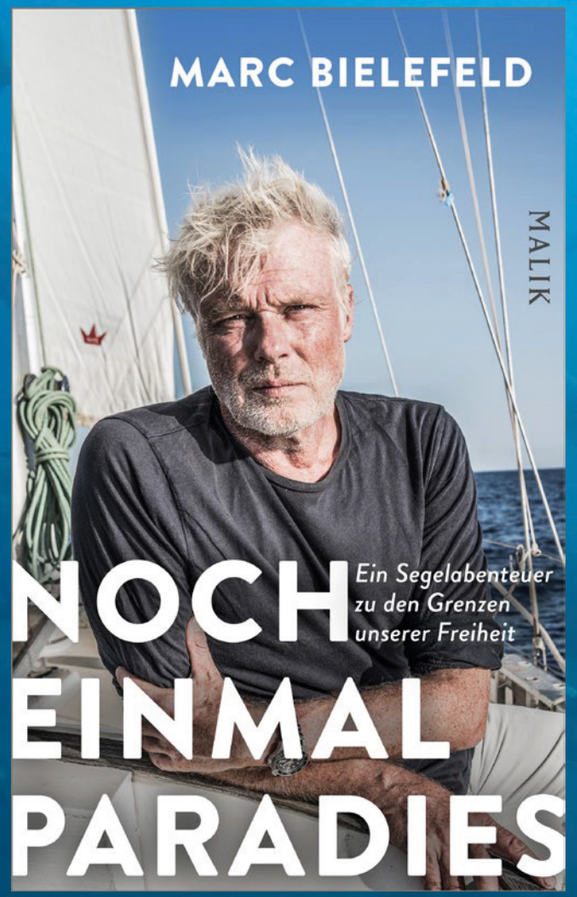
Als um kurz nach sechs am Morgen das erste flammende Orange über die Berge kletterte, atmete mich der frühe Seewind an. Das Boot drehte noch ein paar Grad weiter, die Ankerkette rakte kurz im Bugbeschlag, aber dann war alles wieder still. Ich zündete mir noch eine an. Überlegte, wann ich gleich das erste Mal ins Wasser springen würde. Meine Augen wanderten am Ufer der Bucht entlang, von der Marina mit dem kleinen Bootsladen rüber zur historischen Bahnstation, wo inzwischen ein adrettes Restaurant eingezogen war, daneben eine Loungebar unter lindgrünen Sonnensegeln. Die Promenade war noch leer. Kaum ein Mensch um diese Stunde. Das alte Dorf mit seinen Palmen ruhte noch, die frühmorgendlich verwaisten Sonnenliegen an den schmalen Strandabschnitten, die Hunde, die hitzemüde über den Platja des Través trotteten.
Ich zog die Surfshorts an, stieg die Badeleiter hinab, flutschte ins Meer. In morgendlicher Andacht schwamm ich um unsere Jacht und versuchte dabei, das Wasser so wenig wie möglich zu stören. Ich schwamm wie durch Glas. Ich schwebte ums Heck, an der Bordwand entlang zum Bug und hielt mich an der Ankerkette fest. Dort legte ich mich im Meer auf den Rücken, blickte in den Himmel, trieb reglos an der Oberfläche. Durch den Bauch holte ich Luft, sog sie tief in meine Lungen hinein, atmete langsam wieder aus. Das wiederholte ich mehrere Male und merkte, wie ich schwerer wurde und ruhiger und wie der Puls sich verlangsamte. Dann holte ich noch einmal tief Luft, drehte mich um und zog mich an der Ankerkette nach unten.
Das Meer war klar und weiter unten noch dunkel im Ton, und ich konnte den Grund sehen. In einem matten Grün flackerte der Sand von unten herauf, und ab drei, vier Metern konnte ich weiter hinten das Seegras erkennen, das sich in der Strömung bog. Ich schloss die Augen, zog mich Armlänge um Armlänge weiter nach unten, bis ich in acht, neun Meter Tiefe wie ein U-Boot über den Sand glitt. Ich hatte noch gut Luft, weil ich mich beim Abtauchen kaum bewegt hatte, und dann kam ich am Anker an und hielt mich an seiner linken Flunke fest, die aus dem Sand ragte. Ich hörte nichts. Nur ein leises Rauschen, das unten im Meer fast immer zu hören ist. Dann drehte ich mich auf den Rücken, blickte hoch zur Wasseroberfläche, die von unten aussah wie ein Dach aus geschmolzenem Licht. Ich blickte hinauf zu unserem Schiff. Es schwamm hoch oben im Wasser wie ein Pottwal, dreizehn Meter lang, vier Meter breit. Das Unterwasserschiff hatten wir mit schwarzem Antifouling gestrichen, und neben dem massiven Leib erinnerte auch die dunkle Farbe tatsächlich an den Umriss eines Wals. Ich blieb noch ein paar Sekunden, dann tauchte ich senkrecht nach oben, umfangen von einer Säule perlender Luftblasen. Die dickste, die ich ausgeatmet hatte, begleitete mich wie ein wabernides silbriges Ufo auf den Metern nach oben, verharrte die ganze Zeit auf Augenhöhe, und erst kurz vor der Oberfläche steckte ich meinen Zeigefinger in die Luftblase, woraufhin sie sich in Hunderte dahinperlende Satelliten auflöste.
Im Wasser zu sein, vor allem in einem warmen Meer, war das Schönste, das ich je erleben durfte. Im Wasser, unter Wasser. Es war wie der Flug in einen inneren Frieden, ein Flug, der jedes Mal so lange andauerte, wie man die Luft anhalten konnte, und manchmal hielt ich so lange die Luft an, bis mir kurz vor dem Auftauchen fast der Schädel platzte. Es war das Meer, das ich liebte. Das warme und gütige Meer, in das ich mich schon an so vielen Ufern der Welt hineingestürzt hatte. Es war das, aus dem irgendwann alles gekommen war. Die ersten Bakterien, Algen, Einzeller. Die ersten Stromatolithen. Der Quastenflosser, die Ausbildung von Gliedmaßen. Das Leben auf der Erde.
Zurück an Bord musste ich mich nicht abtrocknen, die Luft war das Handtuch. Silke schlief noch immer, die Bucht schlief noch, es war nicht mal sieben. Ich machte mir noch einen Kaffee, setzte mich auf die Kante des Niedergangs und genoss die Stille. Das morgendliche Bad hatte gutgetan, der Körper war wie massiert. Dann tat ich: nichts. Es war einer dieser einfachen, unspektakulären Momente, die uns auf Reisen jedweder Art wohl am meisten behagen. Das Landen in der Zeit. Das kleine, ungeplante Innehalten am Rande, ohne gleich zum Mönch zu werden.
Doch der Moment war anders als viele jener früheren Momente in meinem Leben, die ich, auf diese Weise einfach nur dasitzend und aufs Meer blickend, schon erlebt hatte. Ich wusste heute zu viel. Ich kannte Fakten, die sich nicht mehr ausblenden und weggenießen ließen. Auch und besonders nicht hier: am Meer, auf dem Meer, im Meer.



Vor einigen Tagen hatte ich mir das Handy geschnappt, um mehr über den Zustand des Mittelmeers in Erfahrung zu bringen. Man musste nur die richtigen Schlagworte eingeben, die richtigen Seiten jenseits der Ferienwelten und Bilderbuchdarbietungen erwischen. Und lesen. Es reichte, was ich auf den Seiten des WWF fand, wo die größeren Probleme des Mittelmeers der Reihe nach aufgeführt waren. Beim Lesen wurde ich stiller. Das mare nostrum würde sich zwanzig Prozent schneller erwärmen als der Rest des Planeten, stand dort. Es sei ein Hotspot der Biodiversität, die Heimat von über achtzig Hai- und Rochenarten, doch sei mehr als die Hälfte davon vom Aussterben bedroht, weil die Tiere illegal gefischt würden, ihr Lebensraum zerstört. Achtzig Prozent der Fischbestände seien inzwischen überfischt, weil das Mittelmeer mit 1,5 Millionen Tonnen im Jahr das am meisten überfischte der Welt sei. Ich holte kurz Luft, dann las ich weiter. Dreißig Millionen Kreuzfahrtpassagiere pro Jahr. Vierhunderttausend private Jachten, mehr als sonst wo auf Erden. Die weltweit höchste Konzentration an Plastikmüll. Und, ich musste zweimal lesen, nur 1,3 Prozent des gesamten Mittelmeers stünden wahrhaftig unter Schutz, weil die restlichen ausgerufenen Schutzgebiete lediglich »Papiertiger« seien.
Ich machte mir Screenshots von den Zahlen, um nicht zu vergessen, wo ich mich bewegte. In welcher Phase der Geschichte wir uns befanden, in welchem Stadium der Zerstörung. Und nun saß ich hier auf unserem Boot, in der Bucht von Port de Sóller, vor dieser sonnenüberschütteten Insel inmitten der Balearensee, und träumte meinen Traum vom Meer.
Konnte das alles wirklich wahr sein? Das Ausrotten und Sterben hinter dem noch immer schönen Schein? Die wachsende Zerstörung hinter der Fototapete? Es war, hier und jetzt, nicht ganz leicht, sich das Ausmaß zu vergegenwärtigen, denn die Katastrophen kamen versteckt und zu groß, zu klein, zu undurchschaubar, zu unbegreiflich und vor allem zu unbequem, um sie geradeheraus zu erkennen und zu akzeptieren. Ich ging nach unten zu unserer Kühlbox, trank hastig einen Schluck Wasser. Es war jetzt schon gegen acht am Morgen, ein warmer Wind bog in die Kajüte, mein offenes Hemd flatterte auf der Brust. Der leise Moment am Morgen auf dem Boot hatte einen Riss bekommen. Ich konnte ihn nicht sehen, aber ich wusste, er war da.

ERSCHEINT AM:

27-04-23



256 SEITEN

22,00 €|D
22,70 €|A

MARC BIELEFELD

NOCH EINMAL PARADIES
Ein Segelabenteuer zu den Grenzen unserer Freiheit
Hardcover mit Schutzumschlag
Mit 16 Seiten Farbbildteil und einer farbigen Karte
ISBN 978-3-89029-575-6

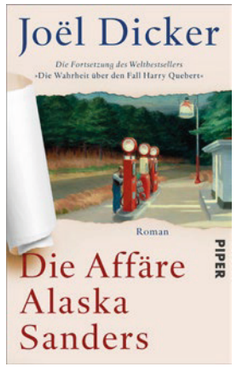
Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an:
sales_reader@piper.de (BuchhändlerInnen)
press_reader@piper.de (Presse)

GISA PAULY

TREIBHOLZ

27.04.2023

12,00 € (D) 12,40 € (A)
ISBN 978-3-492-31737-5



JOËL DICKER

DIE AFFÄRE ALASKA SANDERS

01.06.2023

26,00 € (D) 26,80 € (A)
ISBN 978-3-492-07196-3

CHRIS WHITAKER

VON HIER BIS ZUM ANFANG

27.07.2023

14,00 € (D) 14,40 € (A)
ISBN 978-3-492-31916-4

NICOLA FÖRG

DUNKLE SCHLUCHTEN

23.02.2023

17,00 € (D) 17,50 € (A)
ISBN 978-3-492-06414-9

ANTONIA RIEPP

DIE FRAUEN VON CAPRI – IM BLAUEN MEER DER TAGE

30.03.2023

16,00 € (D) 16,50 € (A)
ISBN 978-3-492-06381-4

ALEXANDER VON SCHÖNBURG

WAS BLEIBT, WAS WIRD - DIE QUEEN UND UNSERE ZEIT

30.03.2023

25,00 € (D) 25,70 € (A)
ISBN 978-3-492-05597-0

GABY HAUPTMANN

DAS GRÖSSTE GLÜCK IM LEBEN

27.04.2023

16,00 € (D) 16,50 € (A)
ISBN 978-3-492-06460-6

JENNY COLGAN

HOCHZEITSGLOCKEN AUF DER KLEINEN INSEL

27.04.2023

12,00 € (D) 12,40 € (A)
ISBN 978-3-492-31910-2

ELENA ARMAS

THE AMERICAN ROOMMATE EXPERIMENT – DIE GROSSE LIEBE FINDET PLATZ IN DER KLEINSTEN WOHNUNG

26.01.2023

16,00 € (D) 16,50 € (A)
ISBN 978-3-492-06480-4

KATY BIRCHALL

WEDDING SEASON – SIEBEN HOCHZEITEN UND EIN TOTAL-AUSFALL

27.04.2023

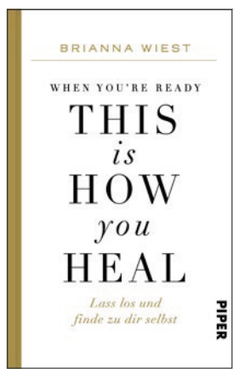
14,00 € (D) 14,40 € (A)
ISBN 978-3-492-06233-6

CHRISTINE THÜRMER

AUF 25 WEGEN UM DIE WELT

23.02.2023

18,00 € (D) 18,50 € (A)
ISBN 978-3-89029-556-5



BRIANNA WIEST

THIS IS HOW YOU HEAL

27.04.2023

22,00 € (D) 22,70 € (A)
ISBN 978-3-492-07161-1

Piper Verlag GmbH
Georgenstraße 4
80799 München

Postfach 40 14 60
80714 München

Tel. (080) 38 18 01-0
Fax (089) 33 87 04

info@piper.de
www.piper.de

GESCHÄFTSFÜHRUNG:
Felicitas von Lovenberg, Christian Schniedermann
Registergericht: Amtsgericht München
Registernummer: HRB 71118

LEITUNG VERKAUF UND VERTRIEB:
Sabrina Lessnig
Tel. (089) 38 18 01 44
Fax (089) 38 18 01 68
sabrina.lessnig@piper.de

MARKETING:
Jennifer Maurer
Tel. (089) 38 18 01-63
Fax (089) 38 18 01-591
jennifer.maurer@piper.de

LEITUNG LIZENZEN & FOREIGN RIGHTS:
Sven Diedrich
Tel. (089) 38 18 01-26
Fax (089) 38 18 01-272
sven.diedrich@piper.de

PRESSE- UND ÖFFENTLICHKEITSARBEIT/ VERANSTALTUNGEN:
Leitung
Eva Brenndörfer
Tel. (089) 38 18 01-25/-38
eva.brenndoerfer@piper.de

REZENSIONSANFORDERUNGEN:
press@piper.de
Fax (089) 38 18 01-65

DRUCKEREI:
Gotteswinter und Fibo Druck- und Verlags GmbH
Joseph-Dollinger-Bogen 22
80807 München

Wir produzieren nachhaltig
www.piper.de

Stand Oktober 2023
Preisänderungen und Irrtümer vorbehalten.
Die € (A)-Preise wurden von unserem Auslieferer als sein gesetzlicher Letztverkaufspreis in Österreich angegeben.

Gestaltung: Daniel Sluka | Design · www.daniel-sluka.de
Herstellung: Mark Oliver Stehr, oliver.stehr@piper.de

VERWENDETE SCHRIFTEN:
Adobe Caslon, FreightBig Pro, Proxima Nova

BILDNACHWEIS:
S. 1: Felicitas von Lovenberg © SLAVICA
S. 4/5: Anne Berest © JF Paga
S. 8: © Anne Berest
S. 10: Hannah Arendt © Ricarda Schwerin
S. 13: Thomas Meyer © Andreas Hornoff
S. 15: Hannah Arendt © Ricarda Schwerin
S. 18: Alexander Oetker und Thi Linh Nguyen © Zuzu Birkhof
S. 26/27: Clara Dupont-Monod © Olivier Roller
S. 34/35: Christine Figgener © Thierry Bois
S. 36: Christine Figgener © Tanja Mikolcic
S. 38: © Ann-Marie Mecklenburg
S. 39: Christine Figgener alle © Christine Figgener
S. 40: Christine Figgener © Андрей Корман/Pixabay
S. 42 oben: Christine Figgener © Thierry Bois
S. 42 Mitte: Christine Figgener © David Mark/Pixabay
S. 42 unten: Christine Figgener © Christine Figgener
S. 44: Linus Geschke © Marc Hillesheim
S. 48/49: Ayọ̀bámi Adébáyọ̀ © Ayotola
S. 56-62: Frédéric Schwilden © Amely Deiss
S. 65: Hanno Sauer © Elisa Prodöhl
S. 74: © Michael Discenza/Unsplash
S. 78: Annette Pehnt © Peter von Felbert
S. 84: Michael Dietz und Jochen Schliemann © Thomas Rabsch
S. 85/86: © Michael Dietz, Jochen Schliemann
S. 88 und 91: Patrick Illinger © Oliver Spies
S.96: Gillian McAllister © Bill Waters
S. 98/99: Gillian McAllister © Gillian McAllister
S. 104: Richard Swan © Robert Lapworth
S. 114/115: Alba Donati © Leonardo Pasquinelli und Alba Donati
S. 120-124: © Marc Bielefeld, Silke Lipsmeier

Leseexemplar-Service für BuchhändlerInnen
Bestellen Sie in drei Schritten Ihr digitales Leseexemplar auf www.piper.de/leseexemplare

e-Book

Trailer für Ihre Online-Filiale

Autorenveranstaltungen

vlbTIX Weiteres Infomaterial auf vlbTIX

peyer COVER **MATERIAL UMSCHLAG:**
PEYVIDA puro 350 g/m²